

Issue 14, July 2011/Ausgabe 14, Juli 2011

Special Issue/Themenheft

Homo pictor und animal symbolicum

Editors/Herausgeber: Mark A. Halawa

Contents/Inhalt

Mark A. Halawa	2
<u>Editorial. <i>Homo pictor</i> und <i>animal symbolicum</i>.</u>	
<u>Zu den Möglichkeiten und Grenzen einer philosophischen Bildanthropologie</u>	
Nisaar Ulama.....	11
<u>Von Bildfreiheit und Geschichtsverlust.</u>	
<u>Zu Hans Jonas' homo pictor</u>	
Jörg R.J. Schirra, Klaus Sachs-Hombach.....	21
<u>Kontextbildung als anthropologischer Zweck von Bildkompetenz</u>	
Zsuzsanna Kondor	48
<u>Representations and Cognitive Evolution. Towards an</u>	
<u>Anthropology of Pictorial Representation</u>	
Jakob Steinbrenner.....	62
<u>Was heißt Bildkompetenz? Oder Bemerkungen zu Dominic</u>	
<u>Lopes' Kompetenzbedingung</u>	
<u>Impressum</u>	77

Mark A. Halawa

Editorial.

***Homo pictor* und *animal symbolicum*. Zu den Möglichkeiten und Grenzen einer philosophischen Bildanthropologie**

Wie lässt sich die *differentia specifica* des Menschen philosophisch fassen? Diese Frage markiert bekanntlich den elementaren Ausgangspunkt der philosophischen Anthropologie. Die Tatsache, dass sich ein eigener Zweig der Philosophie darum bemüht, »das Menschliche am Menschen« auf den Begriff zu bringen, deutet an, dass eine definitorische Bestimmung der *conditio humana* keineswegs selbstverständlich ist. Tatsächlich ist das Reservoir an anthropologischen Konkretisierungsvorschlägen überaus vielfältig (und nicht selten höchst widersprüchlich). Mal wird der Mensch als *animal rationale* definiert, mal als ein zur Negation fähiges Wesen; mal heißt es, der Mensch gebe sich primär als *homo faber* oder als »tool making animal« zu erkennen, mal ist von ihm als *homo ludens* oder als »Mängelwesen« die Rede, welches sich alleine durch umsichtiges Kulturschaffen dazu in die Lage versetze, seine unzureichende biologische Ausstattung mit existenzsichernden Artefakten und Verhaltensweisen zu kompensieren.¹

In einem Punkt treffen sich alle klassischen Konzeptionen der philosophischen Anthropologie: Was der Mensch »ist«, wird durch einen Vergleich

¹ Aufgegriffen werden hier anthropologische Bestimmungen, die unter anderem mit Aristoteles, Johann Gottfried Herder, Max Scheler, Helmuth Plessner, Arnold Gehlen oder Johan Huizinga verbunden werden. Einen Überblick über wesentliche Strömungen der philosophischen Anthropologie bietet WULF 2004: Kap. 2. Vgl. auch BLUMENBERG 2006: 512ff., wo sich ein ebenso instruktiver wie amüsanter anthropologischer »Definitionssessay« findet.

mit tierischen Lebensformen zu spezifizieren versucht (vgl. GEHLEN 2004; PLESSNER 1975; SCHELER 2010). Als maßgeblichstes Distinktionsmerkmal des Menschen gilt dabei für gewöhnlich die Sprache. So heißt es etwa bei Wilhelm von Humboldt: »Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein« (HUMBOLDT 2008: 44). In dieser Äußerung spiegelt sich ein Menschenbild wider, das auch heute noch kanonische Geltung besitzt. Mensch und Sprache lassen sich demnach nicht voneinander trennen, denn als spezifisch menschlich gibt sich eine Lebensform aus konventioneller Sicht genau dort zu erkennen, wo es Sprache gibt. Das Reich der Sprache verweist insofern notwendig auf das Wirken des Menschen – und umgekehrt. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass Sprachphilosophie und philosophische Anthropologie traditionell in einem engen Wechselverhältnis stehen.²

Das vorliegende Themenheft befasst sich mit einem anthropologischen Bestimmungsversuch, der auf das von Hans Jonas (1903-1993) vorgestellte Konzept des *homo pictor* zurückgeht, welches ausdrücklich als Alternative zur herkömmlichen Bindung von Mensch und Sprache konzipiert wurde. Jonas, der hauptsächlich für seine Arbeiten zur Gnosis und Verantwortungsethik bekannt ist (vgl. JONAS 2003; 2008), veröffentlichte 1961 in der *Zeitschrift für philosophische Forschung* einen Aufsatz, der die Überschrift »Homo pictor und die differentia des Menschen« trägt und als wichtigste Bezugsquelle einer philosophischen Bildanthropologie gilt (vgl. JONAS 1961).³ In diesem Text ist Jonas weit davon entfernt zu behaupten, dass die Sprache für den Nachvollzug der *differentia specifica* des Menschen völlig unerheblich sei. Allerdings gibt er zu verstehen, dass sich die Frage nach dem Wesen des Menschen nicht schon durch eine alleinige Konzentration auf die Sprache erschöpfend beantworten lasse. Als deutlichstes Signum der »mehr-als-tierische[n] Natur« (JONAS 1961: 162) des Menschen erachtet Jonas die Fähigkeit zum produktiven und rezeptiven Bildgebrauch. Kennzeichnend wird hier eine Kompetenz, die nach seinem Dafürhalten weitaus elementarer ist als die Verwendung von Sprache. Zwar wäre der *homo pictor* nach Jonas ähnlich wie bei Cassirer als *animal symbolicum* zu definieren, insofern die »Natur des Bildens« Zeugnis von der Existenz eines »potentiell sprechende[n], denkende[n], erfindende[n], kurz [...] »symbolische[n]« Wesen[s]« gebe (JONAS 1961: 162).⁴ Jedoch ist es seines Erachtens die Fähigkeit zum Bildgebrauch, die die *Aktualität* eben dieser humanspezifischen *Potenzialitäten* mit einer sinnfälli-

² Mit dieser Aussage soll freilich nicht behauptet werden, dass beide philosophischen Zweige miteinander identisch sind. Wohl aber lässt sich historisch nachweisen, dass die Reflexion auf das Wesen der Sprache von den Pionieren der Sprachphilosophie niemals losgelöst von anthropologischen Überlegungen betrieben worden ist. Man denke nur an die Arbeiten von HERDER 2001, BÜHLER 1999 oder CASSIRER 1923; 1996.

³ Bei dem Aufsatz »Homo Pictor: Von der Freiheit des Bildens«, der 1994 im von Gottfried Boehm herausgegebenen Sammelband *Was ist ein Bild?* erschienen ist (vgl. JONAS 2006), handelt es sich um eine minimal veränderte Fassung der 1961er Textversion. Zur Stellung der jonas'schen Bildanthropologie in der zeitgenössischen Bildtheorie vgl. WIESING 2005: Kap. 2.

⁴ Zum Konzept des *animal symbolicum* vgl. CASSIRER 1996: Kap. II.

gen »*Einfachheit*« (JONAS 1961: 161) unter Beweis stelle. Zu erkennen gäbe sich das *animal symbolicum* sonach allererst in der Gestalt des *homo pictor*.

Zweifellos hat Jonas die philosophische Anthropologie mit seinem Entwurf des *homo pictor* bereichert. Zugleich lässt sich indessen konstatieren, dass Jonas' Aufsatz mehr Fragen aufwirft als er beantwortet (wobei hinzufügen ist, dass die meisten dieser Fragen einen philosophisch befruchtenden Charakter aufweisen). Die wohl dringlichste Frage lautet: *Konstituiert* die Fähigkeit zum Bildgebrauch, wie Jonas bisweilen suggeriert, das Menschliche am Menschen; oder präsentiert das Moment der Bildkompetenz lediglich das augenfälligste *Symptom* für den einzigartigen Symbolismus des Menschen? Von der Antwort auf diese Frage hängen die Möglichkeiten und Grenzen einer philosophischen Bildanthropologie ab; an ihr entscheidet sich, ob die Konzentration auf das Phänomen der Bildlichkeit für die philosophische Anthropologie von grundlegender oder allenfalls von sekundärer bzw. randständiger Bedeutung ist.

Von grundlegender Bedeutung ist eine Bildanthropologie, wenn sie – mit Hans Blumenberg gesprochen – dazu beiträgt, »innerhalb ihrer Erklärungsleistungen auch dies zu verstehen, wie der Mensch auf den Begriff gekommen sein könnte, um durch ihn auf ganz anderes zu kommen« (BLUMENBERG 2006: 535). Aus diesem Blickwinkel müsste eine philosophische Bildanthropologie ein Bedingungsverhältnis zwischen Bild- und Symbolfähigkeit aufzeigen können – ein Verhältnis zumal, welches *vom Bild zum Begriff* führen würde. Als sekundär bzw. randständig bedeutsam (wenn auch damit keinesfalls uninteressant) wäre eine Bildanthropologie zu bezeichnen, sofern sich zeigen ließe, dass ein Bildvermögen alleine dort demonstriert werden kann, wo der Mensch auf früherer, basalerer Ebene bereits »auf den Begriff gekommen« ist. Hier geht es um die Frage, ob durch die Bildfähigkeit dokumentiert wird, dass eine begriffsstiftende »*initiale Kontextbildung*« bereits stattgefunden hat, oder aber ob umgekehrt der »das »Hier und Jetzt« transzendierende [...] Akt« (SACHS-HOMBACH/SCHIRRA 2009: 421, Herv. im Original) der originären Begriffsbildung durch die Tätigkeit des Bildens seine anthropologisch ursprüngliche Freisetzung erfährt.⁵

Jonas selbst hat sich in dieser Sache weniger klar positioniert, als es die titelgebende Stoßrichtung seines »Homo pictor«-Aufsatzes erwarten lässt. Auf der einen Seite behauptet er, dass die »*adaequatio imaginis ad rem*, die der *adaequatio intellectus ad rem* vorausgeht, [...] die erste Form theoretischer Wahrheit [ist] – der Vorläufer verbal beschreibender Wahrheit, die ihrerseits der Vorläufer wissenschaftlicher Wahrheit ist« (JONAS 2006: 121, Herv. im Original).⁶ Gerade dem inneren Bildvermögen – der Fähigkeit zur imaginären Vergegenwärtigung des *Abwesenden*, *Unwirklichen* bzw. *nicht im unmittelbaren Hier und Jetzt des Realen Stehenden* wird an dieser Stelle also eine gewisse Primatstellung zugesprochen. Nur ein Wesen, das zur »Vorstellung« fähig ist, kann nach Jonas zur symbolischen »Darstellung« von

⁵ Vgl. zu dieser Frage auch SACHS-HOMBACH 2009: 11f.

⁶ Die zitierte Passage hinter dem Gedankenstrich ist in der Fassung von 1961 nicht enthalten.

Gegenständen und Sachverhalten übergehen (vgl. JONAS 1961: 174). Eben dieser Schritt vom Imaginären zum äußeren symbolischen Ausdruck wird für ihn offenkundig noch durch die primitivste bildliche Entäußerung deutlicher vor Augen geführt als durch jedes sprachliche Vorkommnis. In dieser Hinsicht würde Jonas für seine Ausführungen also einen grundlegenden Beitrag zur philosophischen Anthropologie reklamieren.

Auf der anderen Seite legt Jonas jedoch ebenfalls eine schwächere Interpretation seines ›Homo pictor‹-Konzeptes nahe. Wenn er in einem Gedankenexperiment, das seinen bildanthropologischen Reflexionen vorangestellt ist, etwa bekräftigt, dass das Auffinden eines Bildartefakts in einer extraterrestrischen Lebenswelt – wie bereits zitiert – die Existenz eines ›potentiell sprechenden‹, ›denkenden‹, ›erfindenden‹ bzw. ›symbolischen‹ Lebewesens untermauere, so zieht er damit offenbar nicht in Erwägung, in der Virulenz einer offenkundigen Bildkompetenz den anthropologischen Quellpunkt eines humanspezifischen Symbolismus zu erkennen. Die entdeckte Bildfähigkeit tritt hier eher als materielles Indiz für ein elaboriertes Symbolvermögen in Erscheinung. Ikonische ›Dar-stellung‹ setzt mindestens in zweifacher Hinsicht Symbolizität voraus, insofern die dem äußeren symbolischen Bildakt vorausgehende innere ›Vor-stellung‹ ihrerseits immer schon von der wirklichkeits-transzendierenden Kraft des Symbolismus zehrt. ›Dar-stellungen‹ lassen sich intentional nur dort hervorbringen, wo ›Vor-stellungen‹ von *Abwesendem*, *Unwirklichem*, *nur potenziell Wirklichem* oder *Fiktivem* symbolisch vorweggenommen worden sind, sprich: wo eine begriffliche Symbolkompetenz bereits gereift und die Fähigkeit zur symbolischen »Differenz zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit« (BLUMENBERG 2007: 75) schon ausgeprägt ist. Diese Kompetenz mag durch die Tätigkeit des Bildens initiiert worden sein, doch wäre ebenso denkbar, dass die humanspezifische Symbolizität zuvor schon in Symbolpraktiken entfaltet werden konnte, die eine geringere Persistenz als bildliche Artefakte aufweisen. Vor diesem Hintergrund käme der jonasschen Bildanthropologie keineswegs unweigerlich eine *grundlegende* Bedeutung zu, da die Bildkompetenz speziell im Vergleich mit der Sprachkompetenz *begriffsgenetisch* nicht ohne Weiteres als *gleichursprünglich* stark gemacht werden kann.⁷ Jonas selbst scheint diese Deutungsmöglichkeit am wenigsten lieb gewesen zu sein, doch weist sein Text einige Stellen auf, die eine schwächere Auslegung seiner bildanthropologischen Thesen plausibel erscheinen lassen.

Anlass zu weiterführenden Diskussionen bietet nicht zuletzt ein wesentliches Hauptargument für Jonas' dezidiert bildanthropologischen Vorstoß. Dieses lautet:

Vor allem aber ist der Begriff der »Sprache«, wie der der »Vernunft« und des »Denkens«, der zeitgenössischen Philosophie so unsicher geworden, und der Boden der Einstimmigkeit, der sich voraussetzen ließe, so fraglich, daß »Sprache« sich schon darum nicht für die elementar-theoretische Absicht eignet, die wir hier im Sinne haben. Es besteht bessere Hoffnung auf ein vorausgehendes Einverständnis darüber, was ein Bild

⁷ Vgl. zu diesem Punkt erneut SACHS-HOMBACH 2009: 11f.

ist, als darüber, was ein Wort ist. In der Tat mag ein Verstehen des schlichteren Bildvermögens etwas zum Verstehen des weit verwickelteren Problems der Rede beitragen. (JONAS 2011: 227)

Eine vom Bild ausgehende philosophische Anthropologie zeichnet sich hier nach durch eine klarere und einhelligere begriffliche Grundlage aus. Der Begriff des Bildes, so glaubt Jonas, ist philosophisch weniger ambivalent als der Sprachbegriff. Warum er dieser Auffassung ist, erläutert er allerdings nicht. Jonas mag den gesonderten Nachweis einer ausgeprägten Unschärfe des Sprachbegriffs aus Gründen für entbehrlich gehalten haben, die wenigstens teilweise nachvollziehbar sind, denn schließlich lässt sich in der Tat kaum widerspruchsfrei behaupten, dass die moderne Sprachphilosophie einen absolut homogenen und unkontroversen Sprachbegriff hervorgebracht hätte. Wie nicht erst die jüngere bildtheoretische Debatte belegt, lässt sich für den Bildbegriff indes eine ähnliche Feststellung treffen. Wäre ein ›Einverständnis‹ über Inhalt und Reichweite des Bildbegriffs im von Jonas erhofften Maße Realität, ließe sich die Aufmerksamkeit, die bildbegrifflichen Grundlagenarbeiten seit einigen Jahrzehnten entgegengebracht wird, wohl kaum erklären. Schon ein kursorischer Überblick über die bildtheoretische Forschungsdebatte des 20. Jahrhunderts legt offen, dass die zeitgenössische Bildwissenschaft vorwiegend darum bemüht ist, den Gegenstand ihres theoretischen Interesses allererst begrifflich zu erschließen.⁸ Die bildtheoretische Forschung befindet sich, anders gesagt, heute kaum weniger in einem »vorparadigmatischen Stadium« (SACHS-HOMBACH 2003: 12) als zur Zeit der Abfassung der jonas-schen Überlegungen zum *homo pictor*.

Diese kurzen Ausführungen zeigen: Jonas' bildanthropologisch motivierte Auseinandersetzung mit der Frage nach der *differentia specifica* des Menschen fordert zu kritischen Nachfragen heraus. Allerdings ist diese Herausforderung nicht in einem pejorativen Sinne zu verstehen. Es steht außer Frage, dass einige Basisprämissen der jonas-schen Bildanthropologie mit einiger Vorsicht zu genießen sind. Ebenso sicher ist jedoch, dass das Konzept des *homo pictor* vor allem als impulsgebender Nährboden für weitere bildanthropologische Studien betrachtet werden kann. Dass Jonas' Darlegungen – wie eingangs bemerkt – mehr Fragen als Antworten hervortreten lassen, ist nicht zwangsweise negativ oder resignativ zu deuten; vielmehr weisen sie einen instruktiven und optativen Charakter auf. Mit einem Wort: Jonas' ›Homo pictor‹-Aufsatz lässt sich als Einladung verstehen, der Idee einer philosophischen Bildanthropologie mit schärferen Analyseinstrumenten nachzugehen, um auf diese Weise nähere Aufschlüsse über die Möglichkeiten und Grenzen einer bildbezogenen Alternative zu bisherigen anthropologischen Bestimmungsversuchen zu erlangen.⁹

⁸ Alleine aus dem deutschsprachigen Raum wären diesbezüglich zu nennen: BOEHM 2006; 2007; SACHS-HOMBACH 2003; SCHOLZ 2004; WIESING 2008.

⁹ Erste Studien in diese Richtung finden sich in KÄMPF/SCHOTT 1995 sowie in BOEHM et al. 2001. Anders als im vorliegenden Themenheft spielen kognitionswissenschaftliche, enaktivistische oder sprachphilosophische Erwägungen darin aber eine eher untergeordnete Rolle.

Von den in diesem Band versammelten Beiträgen präsentieren nicht alle ausführliche Detailanalysen der jonasschen Bildanthropologie. Dennoch nehmen sie die darin vorfindliche Einladung zu weiterführenden bildanthropologischen und -theoretischen Reflexionen in unterschiedlichen Formen an. Den Auftakt bildet Nisaar Ulama, der sich in seinem Aufsatz »Von Bildfreiheit und Geschichtsverlust. Zu Hans Jonas' *homo pictor*« am explizitesten mit Jonas' Bildanthropologie beschäftigt. Ulama konzentriert sich auf eine der zentralsten Hauptthesen des »Homo pictor«-Aufsatzes: Nach Jonas bedingt die Fähigkeit zum produktiven und rezeptiven Bildgebrauch in mehrfacher Hinsicht ein besonderes Freiheitsvermögen. So unterstreicht ein bildfähiges Wesen seines Erachtens nicht nur auf kognitiver Ebene ein hohes Maß an schöpferischer Freiheit, sondern es stellt zudem eine »motorische Freiheit« (JONAS 1961: 174) unter Beweis, wie sie offenbar nur dem Menschen eigen ist. Ulama stellt heraus, dass diese These aufs Engste mit Überlegungen zusammenhängt, die Jonas bereits 1954 in seinem Aufsatz »Der Adel des Sehens. Eine Untersuchung zur Phänomenologie der Sinne« ausgebreitet hat. Für Ulama stellt dieser Text den entscheidenden Schlüssel zum Verständnis der jonasschen Bildanthropologie bereit. Zudem liegt ein vergleichender Blick auf Jonas' Reflexionen über die Phänomenologie der Sinne nach seinem Urteil die Basis für eine kritische Evaluation der Möglichkeiten und Grenzen einer philosophischen Bildanthropologie.

Jörg R.J. Schirra und Klaus Sachs-Hombach setzen in ihrem Aufsatz »Kontextbildung als anthropologischer Zweck von Bildkompetenz« wesentliche Gedanken der jonasschen Bildanthropologie fort. Beide argumentieren dafür, dass Bilder »eine unumgängliche Komponente bei der initialen Kontextbildung und damit der begriffsgenetischen Begründung von propositionaler Sprachkompetenz« (S. 31) bilden. Sprachfähig sind ihrer Meinung nach nur solche Wesen, die im Rahmen kommunikativer Prozesse mittels symbolischer Externalisierungen die Basis für »eine *gemeinsame empirische Vergewärtigung* abwesender Situationen« (S. 32) zu realisieren vermögen. In begriffsgenetischer Hinsicht spielt der Aspekt der Bildfähigkeit für die Autoren in diesem Zusammenhang eine essenzielle Rolle. So versuchen sie über eine Rekonstruktion der kognitiven Anforderungen eines kompetenten Bildgebrauchs nachzuweisen, dass Bildern im Hinblick auf die Freisetzung der oben beschriebenen »initialen Kontextbildung« eine fundamentale »anthropologische Funktion« (S. 44) zukommt, sodass der »Ursprung des Bildes« für sie gleichermaßen als »Ursprung des Menschen« zu bewerten ist (S. 45).

Eine ergänzende Perspektive eröffnet Zsuzsanna Kondor in ihrem Beitrag »Representations and Cognitive Evolution. Towards an Anthropology of Pictorial Representation«. Auch sie beschäftigt sich mit den kognitiven Voraussetzungen des Bildgebrauchs, doch geschieht dies unter veränderten Vorzeichen: In Rekurs auf jüngere Theorien des ›*extended mind*‹ bzw. sogenannte ›Verkörperungstheorien des Geistes‹ (vgl. VARELA/THOMPSON/ROSCH 1993) skizziert Kondor die Bedingungen und Möglichkeiten einer evolutionären Anthropologie des Bildes. Hervorgehoben werden dabei vor allem die

ontogenetischen Faktoren der menschlichen Bildkompetenz. Entscheidend ist für Kondor, dass die Ausbildung eines kompetenten Bildgebrauchs nicht alleine kognitiven Parametern folgt, sondern ebenfalls durch körperliche Erfahrungsmomente getragen wird, die in besonderem Maße mit kommunikativen Vergegenwärtigungs- und Vergegenständlichungsprozessen verwoben sind.

»[T]he necessary condition of picture-viewing, viz. the recognition of a picture as the picture of something, is«, so schreibt Kondor, »a capability gained thanks to bodily experiences by motor engagements in ontogeny.« (S. 53) Bildfähigkeit wäre demnach nicht alleine auf eine rein *visuelle* Wahrnehmungskompetenz zu reduzieren; sie offenbarte sich vielmehr durch eine ganzheitlichere Perspektive auf die symbolischen Verkörperungspraktiken des Menschen. Der *homo pictor*, so ließe sich schließen, müsste mit Kondor aus diesem Grund vorwiegend unter *enaktivistischen* bzw. *verkörperungstheoretischen* Gesichtspunkten beschrieben werden.

Jakob Steinbrenner beschäftigt sich in seinem abschließenden Beitrag »Was heißt Bildkompetenz? Oder: Bemerkungen zu Dominic Lopes' Kompetenzbedingung« auf den ersten Blick nur mittelbar mit bildanthropologischen Fragestellungen. Im Zentrum stehen hier Kernaspekte der von Dominic Lopes in *Understanding Pictures* entwickelten analytischen Bildtheorie (vgl. LOPES 1996). Eine genaue Lektüre des Aufsatzes erbringt nichtsdestoweniger instructive Aufschlüsse über das anthropologische Problem der Bildkompetenz. Im Ausgang von Wittgenstein verfolgt Steinbrenner das Ziel, einen ersten Grundstein für eine »ausführlichere philosophische Untersuchung der Grammatik unserer Rede über Bilder« (S. 64) zu legen. Dieser Ansatz ist *bildtheoretisch* insofern innovativ, als eine intensive Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie für gewöhnlich über Bilder gesprochen wird, tatsächlich »bis heute fehlt« (S. 64). *Bildanthropologisch* ist Steinbrenners Vorstoß zudem vor allem deshalb von besonderem Interesse, weil seine sprachanalytische Perspektive auf das Problem der Bildkompetenz stets kontrastierend auf das Problem der Sprachkompetenz bezogen wird. Da eine nähere Ausführung über das Verhältnis zwischen Bild- und Sprachkompetenz bei Jonas kaum vorhanden ist, füllt Steinbrenner durch seinen komparatistischen Blickwinkel ein Desiderat, das gerade auch bildanthropologisch bedeutsam ist.

Mit Ausnahme des Beitrages von Nisaar Ulama basieren sämtliche Aufsätze des vorliegenden Themenheftes auf Vorträgen, die im März 2010 während eines Workshops des DFG-Netzwerks »Bildphilosophie« zum Thema »*Homo pictor* und *animal symbolicum*. Zu den Möglichkeiten und Grenzen einer Bildanthropologie« in den Räumen der evangelischen Studierendengemeinde auf dem Essener Campus der Universität Duisburg-Essen präsentiert wurden. Es versteht sich von selbst, dass die für die Publikation ausformulierten Aufsätze das Themenspektrum einer philosophischen Bildanthropologie nicht vollends ausschöpfen können. Wohl aber können sie Möglichkeiten und Grenzen einer anthropologischen Perspektive auf das Phänomen der Bildlichkeit aufzeigen. Zu erwähnen ist, dass der Workshop sehr von den Wortbeiträgen des renommierten Cassirer-Spezialisten John Michael Krois profitieren

konnte. Krois' plötzlicher Tod im Herbst 2010 erlaubt es leider nicht, dessen überaus aufschlussreichen Vortrag »Can Anthropology Explain Depiction?« in schriftlicher Form zur Verfügung zu stellen. Ein ungemein freundlicher, instruktiver und vielversprechender Dialog wurde auf diese Weise bedauerlicherweise allzu früh unterbrochen.

Literatur

- BLUMENBERG, HANS: *Beschreibung des Menschen*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Manfred Sommer. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2006
- BLUMENBERG, HANS: *Theorie der Unbegrifflichkeit*. Herausgegeben von Anselm Haverkamp. Frankfurt/M [Suhrkamp] 2007
- BOEHM, GOTTFRIED et al. (Hrsg.): *Homo pictor*. München [Saur] 2001
- BOEHM, GOTTFRIED (Hrsg.): *Was ist ein Bild?* 4. Auflage. München [Fink] 2006
- BOEHM, GOTTFRIED: *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*. Berlin [Berlin UP] 2007
- BÜHLER, KARL: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 3. Auflage. Stuttgart [Lucius & Lucius] 1999
- CASSIRER, ERNST: *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache*. Berlin [Bruno Cassirer Verlag] 1923
- CASSIRER, ERNST: *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Hamburg [Meiner] 1996
- GEHLEN, ARNOLD: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 14. Auflage. Wiebelsheim [Aula] 2004
- HERDER, JOHANN GOTTFRIED: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Herausgegeben von Hans Dietrich Irmscher. Stuttgart [Reclam] 2001
- HUMBOLDT, WILHELM VON: Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Ders.: *Schriften zur Sprache*. Frankfurt/M. [Zweitausendeins] 2008, S. 38-54
- JONAS, HANS: Homo pictor und die differentia des Menschen. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 15(2), 1961, S. 161-176
- JONAS, HANS: *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2003
- JONAS, HANS: Homo Pictor: Von der Freiheit des Bildens. In: BOEHM, GOTTFRIED (Hrsg.): *Was ist ein Bild?* 4. Auflage. München [Fink] 2006, S. 105-124
- JONAS, HANS: *Gnosis. Die Botschaft des fremden Gottes*. Übersetzt und Herausgegeben von Christian Wiese. Frankfurt [Verlag der Weltreligionen] 2008

- JONAS, HANS: *Organismus und Freiheit. Ansätze zu einer philosophischen Biologie*. Göttingen [Vandenhoeck & Ruprecht] 2011
- KÄMPF, HEIKE; RÜDIGER SCHOTT (Hrsg.): *Der Mensch als homo pictor? Die Kunst traditioneller Kulturen aus der Sicht von Philosophie und Ethnologie*. Bonn [Bouvier] 1995
- LOPES, DOMINIC: *Understanding Pictures*. Oxford [Oxford UP] 1996
- PLESSNER, HELMUTH: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. 3., unveränderte Auflage. Berlin [de Gruyter] 1975
- SACHS-HOMBACH, KLAUS: *Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*. Köln [Halem] 2003
- SACHS-HOMBACH, KLAUS: Einleitung. In: SACHS-HOMBACH, KLAUS (Hrsg.): *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2009, S. 7-14
- SACHS-HOMBACH, KLAUS; JÖRG R.J. SCHIRRA: Medientheorie, visuelle Kultur und Bildanthropologie. In: SACHS-HOMBACH, KLAUS (Hrsg.): *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2009, S. 393-426
- SCHELER, MAX: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. 18. Auflage. Bonn [Bouvier] 2010
- SCHOLZ, OLIVER R.: *Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung*. 2., vollständig überarbeitete Auflage, Frankfurt/M. [Klostermann] 2004
- VARELA, FRANCISCO J.; EVAN THOMPSON; ELEANOR ROSCH: *The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience*. Cambridge [MIT Press] 1993
- WIESING, LAMBERT: *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2005
- WIESING, LAMBERT: *Die Sichtbarkeit des Bildes. Geschichte und Perspektiven der formalen Ästhetik*. Mit einem Vorwort des Autors zur Neuauflage. Frankfurt [Campus] 2008
- WULF, CHRISTOPH: *Anthropologie. Geschichte – Kultur – Philosophie*. Reinbek bei Hamburg [Rowohlt] 2004

Nisaar Ulama

Von Bildfreiheit und Geschichtsverlust. Zu Hans Jonas' homo pictor

Abstract

Hans Jonas has developed an anthropology by describing the ability to create as the identifying characteristic unique to human beings. According to his definition of the ›homo pictor‹ it is not about the ability to create pictures itself, but about the foundation of that ability: freedom. The paper wants to reconstruct the concept of picture anthropology and to explain how Jonas defines ›picture‹. Finally, the concept of freedom with the capacity to enable such a picture anthropology – and that hence defines the homo pictor – is evaluated.

Hans Jonas hat eine Anthropologie entworfen, in der er die Fähigkeit des Bildens als eindeutig menschliches Identitätsmerkmal beschreibt. Was den von ihm so bezeichneten *homo pictor* menschlich macht, ist allerdings nicht die Fähigkeit des Bildanfertigens selbst, sondern die ihr zugrundeliegende Bedingung: Freiheit. Der Aufsatz will die Konzeption dieser Bild-Anthropologie rekonstruieren und beleuchten, was Jonas unter »Bild« versteht. Welchen Begriff von Freiheit schließlich eine Bild-Anthropologie ermöglichen kann – welche Freiheit also den *homo pictor* ausmacht –, soll abschließend bewertet werden.

1. Einleitung

Anthropologie lässt sich verstehen als die Suche nach einer Antwort auf die Frage »Was ist der Mensch?« So hatte es auch Kant in seiner Logik-Vorlesung von 1800 formuliert, als er in einigen einleitenden Bemerkungen die Anthropologie zur philosophischen Frage schlechthin erklärt:

Denn Philosophie [...] ist ja die Wissenschaft der Beziehung alles Erkenntnisses und Vernunftgebrauchs auf den Endzweck der menschlichen Vernunft, dem, als dem obersten, alle andern Zwecke subordiniert sind und sich in ihm zur Einheit vereinigen müssen. Das Feld der Philosophie in dieser weltbürgerlichen Bedeutung lässt sich auf folgende Fragen bringen: 1) Was kann ich wissen? 2) Was soll ich tun? 3) Was kann ich hoffen? 4) Was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion und die vierte die Anthropologie. Im Grund könnte man aber alles dieses zur Anthropologie rechnen, weil sich die drei ersten Fragen auf die letzte beziehen. (KANT 1923: 25)

Die Satzstruktur »der Mensch ist...«, die von Kants Frage eingefordert wird, zielt auf eine Antwort, die das *Wesen des Menschen* bestimmen will. Diese Essenz eines eindeutigen Merkmals dessen, was menschlich sein soll, kann dann alles mögliche sein. So wird der Mensch zum werkzeugherstellenden *homo faber* (Max Scheler) oder zum spielenden *homo ludens* (Johan Huizinga).

Mit der Suche nach einer essentialistischen Definition zielt eine Anthropologie auf die Herstellung einer eindeutigen Unterscheidung – einer *differentia specifica* –, die die Identität des Mensch-Seins garantieren soll. Eine Identität, deren Sicherung zunehmend schwer fiel. »Bis auf die Basis der Natur«, schreibt hierzu Helmuth Plessner 1937, »sind alle Ebenen unverbindlich geworden von wo aus und woraufhin sich der Mensch in seinem Gattungscharakter verstehen muß« (PLESSNER 2003: 41).

Auf diese Differenz des Menschen als Gattungswesen zielt auch Hans Jonas mit seinem erstmals 1961 veröffentlichten *homo pictor*-Aufsatz.¹ Auch für ihn kann die Frage nach dem, was den Menschen ausmacht, »gestellt werden als die Frage nach dem, was den Menschen von den übrigen Lebewesen, also vom Tier, unterscheidet« (JONAS 1994b: 267). Jonas hält diese Unterscheidung durch das Bildvermögen des Menschen – der deswegen als *homo pictor* beschrieben wird – für hinreichend gesichert. Das rechtfertigt, von einer Bild-Anthropologie zu sprechen. Damit ist allerdings nicht, wie dies Hans Belting in seiner so betitelten Studie betreibt, auf die Ursprünge künstlerischer Bildanfänge verwiesen. Die von Hans Jonas betriebene Bild-Anthropologie will vielmehr eine anthropologische Konstante formulieren und das Anfertigen und Erkennen von Bildern als exklusive Fähigkeit des Menschen untersuchen.

Für Jonas ergeben sich gerade Bilder als solch eindeutiges menschliches Produkt aus einem Gedankenexperiment: Woran würde man erkennen,

¹ Der Aufsatz erschien erstmalig 1961 unter dem Titel »Homo pictor und die differentia des Menschen« in der *Zeitschrift für philosophische Forschung* 15,2. Zur Genese der verschiedenen Veröffentlichungsformen: JONAS 2010: 606.

daß Artefakte, die beispielsweise eine extraterrestrische Expedition vorfindet, menschenähnlichem, d.h. *intelligentem* Leben entspringt? Neben »Lebensäußerungen« wie Werkzeugen, Gräber und Feuerstätten (JONAS 1992) sind es für Jonas eben Bilder, die nicht nur einen eindeutigen, sondern im Rahmen seines Gedankenexperiments auch einen idealen Beleg für die Existenz menschlicher Wesen wären. Denn während von ihm sehr wohl Kriterien wie beispielsweise »Sprache«, »Vernunft« und »Denken« nicht grundsätzlich abgelehnt werden, »besteht bessere Hoffnung auf ein vorausgehendes Einverständnis darüber, was ein Bild ist, als darüber, was ein Wort ist.« (JONAS 1994b: 268) Das kann man für eine These halten, die vielleicht 1961 niemand bezweifelt hätte, doch heute, angesichts der heterogenen bildwissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre, allzu kühn klingt. Doch unabhängig von der Frage, ob vor oder nach dem *iconic turn* überhaupt endgültig zu klären ist, was unter einem Bild zu verstehen ist, hat Jonas nach wie vor vollkommen Recht, wenn er zur Begründung seiner Methode feststellt: »Ein gewisser hermeneutischer Vorzug, dessen wir uns versichern wollen, liegt in der relativen *Einfachheit* der Natur des Bildens – verglichen etwa mit der des Sprechens« (JONAS 1994b: 268, Herv. im Original). Die *differentia specifica* wird hier nicht als abstrakte Fähigkeit beschrieben, sondern sie manifestiert sich als Artefakt. Der *homo pictor* erlangt erst durch die Anfertigung eines Bildes als Lebensäußerung Geltung. Abstrakte Differenzkriterien wie Denken, Rationalität oder Sprache taugten nicht, um dem Gedankenexperiment als Beleg zu dienen – es bedarf ihrer Veräußerung. Eine Bild-Anthropologie muß auch etwas über diese Veräußerungen aussagen können. Aus diesem Grund muß Jonas, wenn er erklären will, was den Menschen ausmacht, ebenso klären, was ein Bild ausmacht.

2. »Was ist ein Bild?«

Es ergibt sich aus der Logik einer Anthropologie und des Gedankenexperiments, daß unter »Bild« sowohl die »roheste, kindischste Zeichnung« als auch »die Kunst des Michelangelo« (JONAS 1994b: 269) verstanden werden muss. Bevor Jonas also die unter der Hand gestellte Frage »Was ist der Mensch« beantworten kann, gilt es für ihn, die Frage »Was ist ein Bild?« zu beantworten.

Dabei geht Jonas zuallererst von Ähnlichkeit als konstitutives Merkmal der Bildlichkeit aus: Es muss sich allerdings um eine absichtlich hervorgebrachte Ähnlichkeit handeln. Sich natürlich ähnelnde Dinge muss Jonas ausschließen, damit das Bild seinen Status als Artefakt, also als künstlich hergestellten Gegenstand behaupten kann. Im Gedankenexperiment der Forschungs-Expedition kann nur so die Suche nach dem möglichen Verfasser eines Bildes beginnen. Ihr muss die grundsätzliche Feststellung vorausgehen: »Das kann nicht natürlich sein, das muss *irgendjemand* hergestellt haben«.

Und deshalb muss eine Ähnlichkeit nicht nur vorhanden, sondern auch erkennbar sein: Nur so kann sich das Bild aus der natürlichen Umgebung – im Beispiel hier die Felswand einer Höhle – abheben und für uns als Bild erkennbar sein. Dieses erkennen einer nicht-natürlichen Ähnlichkeit als Bildlichkeit geht für Jonas einher mit der Anerkennung einer menschlichen Schöpfungsleistung: »Die äußere Intention des Herstellers lebt im Hergestellten fort als innere Intentionalität – die Intentionalität der Darstellung, die sich dem Betrachter mitteilt. [...] Das Kunst Ding ist Bild des Naturdinges, das Naturding nicht auch ein Bild des Kunst Dinges« (JONAS 1994b: 270). Was Jonas hier formuliert, ist nicht nur eine Eigenart des Bildlichen, sondern gleichzeitig auch die Legitimität für das Projekt »Bild-Anthropologie«. Denn die eindeutige Unterscheidung zwischen einem Bild und seiner Umwelt ist bloß die Fortsetzung der *differentia specifica* zwischen *homo* und *animale*. Anders ausgedrückt: Der *homo pictor* laufe Gefahr, seine Identität zu verlieren, wenn sein bestimmendes Merkmal (eben das des Bildens) nicht nur ein exklusives, sondern von ihm auch jederzeit wiederzuerkennendes Merkmal ist. Die Grenze zwischen Kultur und Natur, die der *homo pictor* überschritten hat, ist für ihn auch phänomenal im Bild wiederholt.

In der Tat sind beispielsweise die Wandverzierungen in Lascaux bei der Entdeckung der Höhle sofort als Bilder erkannt worden. Jonas zufolge liegt dies daran, dass die genuin menschliche Intention, die einmal zur Anfertigung dieser Bilder geführt hat, von uns sofort wiedererkannt wird, weil sie im Bild fortlebt.

Was etwas nach Bildanimismus (vgl. MITCHELL 2008) klingt, hat Ian Hacking meines Erachtens klarer formuliert. In seiner »Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften« (HACKING 1996) widmet sich Hacking der wissenschaftsphilosophischen Explikation eines Realismus der Naturwissenschaften. Als Scharnier der beiden Schlüsselbegriffe »Darstellen« und »Eingreifen« dient ihm eine anthropologische Fundierung des Begriffs Wirklichkeit, der für Hacking Folge der menschlichen Eigenschaft ist, Darstellungen anzufertigen. Aus dem *homo pictor* wird bei ihm – übrigens ohne Hans Jonas zu erwähnen – ein *homo depictor*, also ein darstellendes Wesen. Im Bezug auf Jonas' Bild-Anthropologie soll hier nur interessieren, was Hacking unter einer Darstellung versteht:

Alles, was ich eine Darstellung nenne, ist etwas öffentliches. Eine Idee im Sinne Lockes kann man nicht anfassen, doch nur ein Museumswärter kann einen davon abhalten, einige der ersten Darstellungen zu berühren, die von unseren Ahnen geschaffen wurden. [...] Wenn ich von Darstellung rede, meine ich in erster Linie physische Gegenstände: Figuren, Statuen, Gemälde, Stiche, mithin Gegenstände, die ihrerseits untersucht werden können. (HACKING 1996: 223)

Jonas hatte mit der These einer der Darstellung impliziten Intentionalität versucht die Frage zu beantworten, wieso wir überhaupt Bilder erkennen können, von denen uns 30000 Jahre oder mehr trennen. Mit Hacking ließe sich antworten: Weil sie einen Raum der Öffentlichkeit aufspannen, der zwischen den urzeitlichen Verfertigern der Darstellung bis zu einem heutigen Betrachter

reicht. Tatsächlich muss Hans Jonas ein Bildverständnis unterstützen, das mit der minimalen Bedingung auskommt, absichtlich hergestellt worden zu sein. Anders könnte er seine universal-anthropologischen Ansprüche nicht erfüllen.

Jonas schränkt die Ähnlichkeit noch weiter ein: Sie muss nicht nur erkennbar und absichtlich hervorgebracht sein, sondern auch unvollständig. Eine vollkommene Ähnlichkeit liefe auf Austauschbarkeit hinaus. In diesem Fall läge uns kein Bild vor, sondern ein *Double* der Realität. Die Ähnlichkeit eines Bildes hingegen darf nur partiell sein; etwas des Originals muss der Abbildung fehlen. Wiederum darf das Bild keine Selbstverhehlung betreiben, sondern muss sich eben *als Bild* ausweisen und damit als verschieden zum Objekt, das es darstellen will. Dieses Fehlende kann auch eine Eigenschaft sein, die nicht sichtbar, sondern nur fühlbar ist: »Solange ich die Wachsfrucht nicht aus der Schale gehoben habe, ist sie für mich nicht die Nachbildung eines Apfels, sondern ein Apfel« (JONAS 1994b: 271). Hier verbirgt sich allerdings nicht das Bild einer Frucht, sondern deren Imitation. Der Unterschied zwischen beiden ist im Umgang mit dem Vermögen der Ähnlichkeit festzumachen: Die Imitation *will* täuschen und versucht den Abstand zum Original so gering wie möglich zu halten. Der einzige, gleichwohl folgenreiche Unterschied bleibt dann häufig auch die unterschiedliche Substanz zwischen Original und Kopie. Dass uns im Beispiel der Wachsfrucht die nur partielle Ähnlichkeit entgeht, liegt an unserem Gesichtssinn: Die entscheidende Differenz, die hier in der Substanz liegt, kann eben nur ertastet werden.

Allerdings: Die Substanz kann, sie muss sich aber nicht vom Original unterscheiden. Das ist im Falle des Bildes anders. Hier bleibt die Ähnlichkeit *immer* unsubstantiell. Sie bildet in jedem Falle nur die »Oberflächen-Erscheinung strikt als solche« (JONAS 1994b: 271) ab. So entsteht ein Mindestabstand der Ähnlichkeit, den das Bild nicht überbrücken kann. Die Bild-Absicht enthält bereits die Entscheidung, das Gezeigte auf eine plane Oberfläche zu begrenzen. Diese Kluft ist konstitutiv für jedes Bild, sie stellt eine, so Jonas, »ontologische Unvollständigkeit« dar (JONAS 1994b: 271). Wenn aber »Wirklichkeit« zu einem Bild und damit zu etwas Zweidimensionalem reduziert werden soll, muß eine Auslassung stattfinden. Diese Auslassung wiederum »setzt Auswahl voraus. Positiv bedeutet daher das Unvollständige der Bildähnlichkeit die Auswahl ›repräsentativer‹ oder ›bezeichnender‹ oder ›bedeutsamer‹ Züge des Gegenstands, d.h. seiner Erscheinung für den Sinn, an den sich das Bild richtet« (JONAS 1994b: 271). Jedes Anfertigen eines Bildes setzt einen Entscheidungsprozess voraus, der Maßstäbe, Stil, Farbe, Textur und vieles mehr betrifft. Weil dieses Anfertigen eines Bildes immer auch das Anfertigen eines Wirklichkeitsbezuges impliziert, liegen in der Wahl der Art und Weise dieses Bezuges bereits Grade der Freiheit. Für Jonas steigern sich diese Grade von dem bildimmanenten Zwang der unvollständigen Ähnlichkeit, zur Möglichkeit eines künstlerischen Stils bis hin zur »Schöpfung nie gesehener Formen: das Bildvermögen öffnet den Weg zur Erfindung« (JONAS 1994b: 273).

Dieses »Schöpfungspotential« eines Bildes ist Konsequenz der ontologischen Struktur des Bildes, die nicht nur Raum, sondern auch Zeit »in eine statische Gegenwart bannen« (JONAS 1994b: 274) kann. Das Bewegliche, Flüchtige, Unfassbare und Unsichtbare wird in einem Bild handhabbar:

Das im Bilde Dargestellte ist ihm herausgehoben aus dem Kausalverkehr der Dinge und überführt in eine nichtdynamische Existenz, welches die Bildexistenz schlechthin ist – ein Existenzmodus, der weder mit dem des abbildenden Dinges noch mit dem der abgebildeten Wirklichkeit zu verwechseln ist. Die *beiden* letzten bleiben in der Bewegung des Werdens. Wie die abgebildete Wirklichkeit in ihrem Gange fortfährt, so bleibt das Bild-Ding, seine eigene Geschichte beginnend, Teil der Kausalordnung, in deren Transaktion es seine gegenwärtigen Verfassung empfangt: aber in seiner Bildfunktion betrachtet, hört es auf, für sich zu gelten. (JONAS 1994b: 274)

Die sperrigen Ableitungen, die Jonas aus der von ihm postulierten Ontologie des Bildes vornimmt, sollen auf die Möglichkeiten verweisen, die eine bildliche – und d.h. für Jonas: repräsentierte – Wirklichkeit bietet. Was dies bedeuten soll, wird klarer, wenn man in die entgegengesetzte Richtung denkt und nicht vom Bild, sondern von »der Wirklichkeit« ausgeht. Genau dies hat meines Erachtens Bruno Latour getan, als er die ontologische Schichtung, die für Jonas ein Bild ausmacht, in dem Oxymoron des »Immutable mobile« (LATOUR 1990) zusammenfasst. Diese »starre Beweglichkeit« ist für Latour allerdings nicht bloß im Bild vorhanden. Sein Schlüsselbegriff ist die Inskription, womit für Latour *jede* Form von veräußertem Wissen gemeint ist – Fotografien ebenso wie Röntgenaufnahmen, Tabellen, Präparate, Akten oder Petri-Schalen. Für Latour ist »Wirklichkeit« nur dann als Begriff sinnvoll, wenn man den Anteil von Inskriptionen berücksichtigt, die wie epistemische Stabilisatoren dienen: Erst durch sie steht uns das zu Große, zu Kleine, das Entfernte oder das Unsichtbare zur Verfügung. Während Jonas zwar an einer ontologischen Differenz zwischen »Bild« und »Wirklichkeit« festhält, die Latour als Amalgam betrachten will, lässt sich doch mit dessen pragmatischer Perspektive besser verstehen, worin die Freiheit des *homo pictor* besteht: in der Möglichkeit, sich *Wirklichkeit in einem Bild anzueignen*.

Grundzüge dieser Wirklichkeiterschließung sind für Jonas allerdings schon vorhanden, bevor es um ein Bild als Artefakt geht. Denn alle Antworten auf die Frage »Was ist ein Bild?« korrespondieren bei ihm mit den Antworten auf die Frage »Was heißt es, zu *sehen*?«. Der »homo pictor«-Aufsatz wirkt deswegen streckenweise wie eine Echokammer auf Jonas' 1953 veröffentlichte Studie über den »Adel des Sehens« (JONAS 1994c). In dieser »Untersuchung zur Phänomenologie der Sinne« zeichnet Jonas den optischen Sinn nicht nur als besonders leistungsfähig aus. Er will außerdem zeigen, daß es eine Verbindung zwischen dem organischen Setting unserer Sinneswahrnehmung und den geistigen Möglichkeiten von Freiheit gibt. Die Pointe seiner Studie liegt darin, daß für Jonas erst gesehene Wirklichkeit einerseits Distanz ermöglicht, aber deshalb gerade andererseits eine Präsenzerfahrung, wie sie uns im Hören und Tasten verwehrt bleibt. In einer Trias aus Gleichzeitigkeit, Neutralität und Distanz besteht für Jonas die »Bild-Leistung« des Sehens: Erst in diesem Wahrnehmungsmodus öffnet sich demnach eine Kluft, die Hand-

lungsfreiheit und »distanzierte Schau« (*theoria*) ermöglicht. Sehen ist also immer »Bild-Sehen« – und weil genau dies für Jonas einen besonders vorteilhaften Wirklichkeitszugang bietet, liegt es gewissermaßen Nahe, daß die »Freiheit des Bildens« symmetrisch zu den »Freiheiten des Blicks« liegt.

3. Freiheit

Die entscheidenden Punkte, die aus dem *homo pictor* ein freies und intelligentes Wesen machen, sind nur dann nachvollziehbar, wenn man mit Jonas' Bilddefinition auch seiner Ontologie folgt. »Bild« und »Welt« sind demnach zwei stabile, aber strikt voneinander getrennte Pole. Alle Antworten auf die Frage, was ein Bild ist, sind für ihn letztlich Fragen nach einem Transfermodus von »Welt« zum »Bild«. Für Jonas nun wendet sich diese ontologische Distanz in eine epistemische Möglichkeit. Die für ihn »unvollständige Ähnlichkeit« als wesentliches Merkmal eines Bildes spannt eine Kluft zwischen »Welt« und »Bild« auf, deren Überbrückung Anforderungen stellt, die bereits alle nötigen Merkmale intelligenten Lebens enthalten. Was Oliver R. Scholz als »Unzulänglichkeit der Ähnlichkeitstheorie des Bildes« beschreibt (SCHOLZ 2009: 17ff.), wendet Jonas positiv als Beleg für die geistigen Fähigkeiten bildender Wesen. Der *homo pictor* ist also, was das Erkennen von Bildern angeht, in der Lage, eine unvollständige Ähnlichkeit zu vervollständigen und dennoch die bildliche Wirklichkeit als bloß symbolische anzuerkennen. An dieser Anforderung scheitern die meisten Tiere. Sie nehmen ein Bild nicht *als Bild* wahr.

Bilder erkennen heißt aber auch, sie anfertigen zu können. Und weil Bilder für Jonas immer etwas zur Darstellung bringen, geht damit auch die Anerkennung einer Wirklichkeit *als* Wirklichkeit einher. Hier liegt die praktische Dimension einer Vorstellung von »Wirklichkeit«, die für Jonas immer eine »Anerkennung von Sein« ist. Ein Bild bietet nicht bloß die Möglichkeit, Wissen zu veräußern. Es stellt auch immer die Bezugnahme zur gesehenen Wirklichkeit dar – eine Bezugnahme, die sich der unvollständigen Ähnlichkeit, die Jonas als Charakteristikum des Bildes bestimmt hat, bedient. Hier öffnen sich Grade der Freiheit: Die unendlich vielen Möglichkeiten, ein Bild *als Bild* erscheinen zu lassen, bieten unendlich viele Möglichkeiten, *Wirklichkeit als bildnerische Wirklichkeit* zu erschaffen. Urteile über Wirklichkeit sind für Jonas aber auch Wahrheitsurteile. Erst die Darstellung macht es möglich, einen Vergleich herzustellen zwischen dem, was der Fall ist, und einer bildnerischen Umsetzung:

Der Vorsatz ein Ding abzubilden, anerkennt es, wie es ist, und akzeptiert das Urteil seines Seins über die Angemessenheit bildnerischer Huldigung. Die *adaequatio imaginis ad rem*, die der *adaequatio intellectus ad rem* vorausgeht, ist die erste Form theoretischer Wahrheit [...]. Die erste vorsätzlich gezogene Linie erschließt jene Dimension der Freiheit [...]. Diese Dimension transzendiert die aktuelle Wirklichkeit als ganze und bietet ihr ein Feld unendlicher Variationen als ein Reich des *Möglichen* an, dass vom Menschen wahr gemacht werden kann nach seiner Wahl. (JONAS 1994b: 286)

Damit schafft die »ontologische Differenz« des Bildes für Jonas einen Raum, in dem sich die Freiheit einer geistigen Schöpfung entfalten kann. Dieser Raum kann aber vom *homo pictor* nur genutzt werden, weil er die körperliche Möglichkeit der Veräußerung beherrscht. Dass ein Mensch in der Lage ist, sich von einem »inneren Bild« leiten zu lassen, »offenbart daher auch einen physischen Aspekt der Macht, die im Bild wirksam ist: die Art Gewalt, die der Mensch über seinen Körper hat« (JONAS 1994b: 286). Daher bezeichnet der *homo pictor* »den Punkt, an dem Homo faber und Homo sapiens verbunden sind – ja, in dem sie sich als ein und derselbe erweisen« (JONAS 1994b: 287).

Auf der Freiheit des *homo pictor* beruhen für Jonas schließlich die Ursprünge begrifflicher Rationalität, weil die epistemische Dimension des Bildlichen eine elementare Form der Wissensordnung ermöglicht: die Unterscheidung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen. Was sich sprachlich in der Allgemeinheit des Namens äußert, wurzelt für Jonas in der Allgemeinheit des Bildes. »Der vorzeitliche Jäger zeichnete nicht diesen oder jenen Büffel, sondernd *den* Büffel – jeder mögliche Büffel war darin beschworen, vorweggenommen, erinnert« (JONAS 1994b: 288).

4. Möglichkeiten und Grenzen einer Anthropologie der Freiheit

Der *homo pictor*, den Hans Jonas skizziert, sollte für ihn zwei Dinge belegen: Dass erstens all dies, was wir mit »Intelligenz«, »Rationalität« oder »Geist« bezeichnen, auf Voraussetzungen beruht, die auch die Fertigkeit des Bildens garantieren kann. Jonas allerdings ging es nicht darum – wie es später im Zuge eines *iconic* oder *pictorial turns* gefordert wurde –, eine abendländische Bildvergessenheit oder Sprachfixierung zu kritisieren. Doch wird das Bild bei ihm insofern zum Vorläufer sprachlichen Wissens, als dass sich für Jonas die epistemischen Möglichkeiten des Bildlichen in basalen Akten wie »der ersten vorsätzlich gezogenen Linie« (JONAS 1994b: 286) zeigen. Es sind diese epistemischen Möglichkeiten, die implizit seinen eigentlich sehr starren Bildbegriff unterlaufen. Denn weil es Jonas immer nur um Bilder als »Darstellungen von etwas« geht, sind seine Ausführungen eigentlich selbst latent bildfeindlich. Künstlerische Versuche, das Darstellende abzustreifen (wie z.B. monochromatische Malerei) hätten in seiner Terminologie keinen Platz. Doch andererseits besteht die Pointe des *homo pictor* ja nicht darin, Bilder anzufertigen, sondern über die Freiheit zu verfügen, sich Wirklichkeit aneignen zu können. So werden die eigentlich bei Jonas strikt getrennten Pole »Welt« und »Bild« doch wieder zusammengeführt: Weil die Anfertigung eines Bildes immer eine Vorstellung der »Anerkennung von Sein« voraussetzt, welche als Vorlage der Umsetzung dient, dann führt dies zu der Konsequenz, mit der Ian Hacking seinen *Homo depictor* konzipiert hat: »Die erste spezifisch menschliche Empfindung ist das Darstellen. Sobald die Praxis des Darstellens gegeben ist, folgt

ein Begriff zweiter Ordnung im Schlepptau. Das ist der Begriff der Wirklichkeit, also ein Begriff, der nur dann einen Gehalt hat, wenn es Darstellungen erster Stufe bereits gibt« (HACKING 1996: 229).

Soweit würde Jonas nicht gehen. Obschon er einem Bild die Kraft zuspricht, Ursprung der Benennung von Dingen zu sein, weil in ihm eine Allgemeinheit sinnfällig wird, bleibt dies für ihn: »das symbolische Noch-einmal-Machen der Welt« (JONAS 1994b: 288). Jonas' Ausführungen zur Wirkweise des Bildlichen sind immer dann am interessantesten, wenn man ihn gegen den Strich liest: So wird der *homo pictor* zu einem Menschen, der im Bilde das »Machen der Welt« beherrscht.

Jonas wollte aber außerdem zeigen, daß es eine *differentia specifica* des Menschen ist, Bilder anzufertigen. Diese Fertigkeit ist die Bedingung für eine Form von Freiheit, die den Menschen über andere Lebewesen – also Tiere – stellt. So schlüssig diese Freiheit auch als Möglichkeitsraum des Bildlichen beschrieben wird, so wenig überschreitet Jonas die Grenzen einer Anthropologie. »Freiheit« bleibt bei ihm ein kalter und unpolitischer Begriff, der nur dazu dient, »das Wesen des Menschen« festzuschrauben – um eine Differenz zu zementieren, von der Jonas nicht erklärt, wozu sie nötig ist. Es war allerdings auch erklärtermaßen nie sein Ziel, im *homo pictor* etwas anderes als die Robinsonade einer biologischen Ontologie zu sehen. »Die im Menschen gelegene Bedingung der Möglichkeit von Geschichte aber – eben seine Freiheit – ist selbst nicht geschichtlich, sondern ontologisch; und sie wird selber, wenn entdeckt, zum zentralen Faktum in der Evidenz, aus der jede Seinslehre schöpfen muß« (JONAS 1994a: 310). Eine Bild-Anthropologie in diesem Sinne wird sich immer nur mit Fragen beschäftigen können, was Menschen und Bilder *sind*. Die Frage, in welche Überlagerungen, Kämpfe oder Abhängigkeiten sie geraten, welchen Hass und welche Liebe sie auslösen können, wird so nicht gestellt werden können. Der *homo pictor* und mit ihm auch »das Bild«, das Jonas beschreibt, bleiben deswegen ohne Geschichte.

Literatur

HACKING, IAN: *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften*. Stuttgart [Reclam] 1996

JONAS, HANS: Werkzeug, Bild und Grab. Vom Transanimalischen im Menschen. In: JONAS, HANS: *Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 1992

JONAS, HANS: *Das Prinzip Leben. Ansätze zu einer philosophischen Biologie*. Frankfurt/M. [Insel] 1994a

JONAS, HANS: Homo pictor: Von der Freiheit des Bildens. In: JONAS, HANS: *Das Prinzip Leben. Ansätze zu einer philosophischen Biologie*. Frankfurt/M. [Insel] 1994b, S. 265-302

- JONAS, HANS: Der Adel des Sehens. Eine Untersuchung zur Phänomenologie der Sinne. In: JONAS, HANS: *Das Prinzip Leben*. Frankfurt/M. [Insel] 1994c, S. 233-264
- JONAS, HANS: *Kritische Gesamtausgabe. Bd. I/I: Organismus und Freiheit. Philosophie des Lebens und Ethik der Lebenswissenschaften*. Herausgegeben von Dietrich Böhler und Walther Ch. Zimmerli. Freiburg [Rombach] 2010
- KANT, IMMANUEL: *Akademie-Ausgabe. Bd. IX: Logik – Physische Geographie – Pädagogik*. Berlin [Reimer] 1923
- LATOUR, BRUNO: Drawing Things Together. In: LYNCH, MICHAEL; STEVE WOOLGAR (Hrsg.): *Representation in Scientific Practice*. Cambridge [MIT Press] 1990, S. 19-68
- MITCHELL, WILLIAM J. THOMAS: *Das Leben der Bilder. Eine Theorie der visuellen Kultur*. München [Beck] 2008
- PLESSNER, HELMUTH: Die Aufgabe der Philosophischen Anthropologie. In: *Conditio Humana. Gesammelte Schriften VIII*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2003
- SCHOLZ, OLIVER R.: *Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung*. 3. Aufl., Frankfurt/M. [Klostermann] 2009

Jörg R.J. Schirra,
Klaus Sachs-Hombach

Kontextbildung als anthropologischer Zweck von Bildkompetenz

Abstract

The anthropological function of pictures lies in conveying initial context building, i.e., the genesis of the capacity to focus on situations that are not currently present. In order to support that thesis, we first recapitulate the concept of communication with two ways of presentation enclosed therein which are central to language competence and picture competence. Thereby a path opens up to define perceptoid media in more detail, through which a transition to initial context building can be suggested. However, it becomes clear, too, that the ability to present oneself as a picture user has to be stabilized by further acts of communication. In the end, they also lead to the option of context building without a fallback on perceptoid media that we generally call visual imagination.

Die anthropologische Funktion von Bildern liegt darin, die initiale Kontextbildung zu vermitteln, d.h. die Fähigkeit, nicht aktuell anwesende Situationen zu vergegenwärtigen. Um diese These zu stützen, wird zunächst der Begriff der Kommunikation mit den darin enthaltenen beiden Arten des Zeigens rekapituliert, die für Sprach- und Bildkompetenz zentral sind. Damit eröffnet sich ein Weg, den Begriff wahrnehmungsnaher Medien näher zu bestimmen, über den ein Übergang zur initialen Kontextbildung vorgeschlagen werden kann. Allerdings ergibt sich, dass die Fähigkeit, sich als Bildbenutzer zu zeigen, durch weitere Kommunikationsakte stabilisiert werden muss. Sie führen letzt-

lich auch zu der Option von Kontextbildungen *ohne* Rückgriff auf wahrnehmungsnahe Medien, die wir gemeinhin als *visuelle Vorstellungskraft* bezeichnen.

1. Kontextbildung als anthropologisches Spezifikum

Die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte bietet viele Merkmale zur Charakterisierung dessen an, was den Menschen ausmacht. Neben den biologischen Eigenheiten, die in der vorliegenden Betrachtung weniger relevant sind, dreht sich die Diskussion vor allem darum, sich mittels propositionaler Sprache zu verständigen und rational (d.i. ›politisch‹) organisierte Gesellschaften zu bilden. Auch über ›Vernunft‹, ›Geist‹, ›Kultur‹, ›Zivilisation‹ oder ›Symbole‹ zu verfügen und der Welt mit ›Verständnis‹ zu begegnen, ihr und ihren Teilen ›Bedeutung‹ zuzuschreiben, wird häufig genannt. Schließlich gehört die Fähigkeit, Bilder zu verwenden, der dieser Text vor allem gewidmet ist, ebenfalls hierher.

In der philosophischen Betrachtung richtet sich der Blick nicht auf eine Eigenart allein der biologischen Spezies ›homo sapiens sapiens‹, auch wenn empirisch bislang ausschließlich Exemplare dieser Art als Beispiele in Frage zu kommen scheinen. Vielmehr wird das Interesse auf eine prinzipielle Komplexität des Verhaltensrepertoires fokussiert, die auch bei Wesen ganz anderer Herkunft (etwa extra-terrestrischen Ursprungs) auftreten mag. Es geht, genau genommen, um den *Begriff*,¹ den wir uns vernünftiger Weise von Wesen bilden sollten, die zu einem entsprechend hoch-komplexen Verhalten der Welt, ihrem eigenen Körper und anderen Wesen eben dieser ›menschlichen‹ Art gegenüber fähig sind.

Indem sich der Blick auf den Begriff richtet, kommen statt bestimmter uns interessierender *Gegenstände* nun *unsere Gewohnheiten*, solche Phänomene zu unterscheiden, – und damit wir selbst auf doppelte Weise – in den Fokus: Sind wir doch einerseits – als Menschen – zugleich Beobachter und Beobachtetes, während wir andererseits unsere eigenen Unterscheidungsgewohnheiten, die bei jedem solchen Beobachtungsvorgang unumgänglich sind, kritisch betrachten. Ein Aspekt des philosophischen Interesses an der Anthropologie besteht neben anderen darin, die Menge der vorgeschlagenen begrifflichen Kriterien kritisch zu sichten, die Beziehungen dazwischen, wenn möglich, zu systematisieren und idealerweise eine Äquivalenzklasse minimaler Bedingungen zu bestimmen.² Für H. Plessner, einen der Begründer der philosophischen Anthropologie, ist eine solche Minimalbedingung bekannt-

¹ Unter einem Begriff wird hier, wie in der Philosophie im Anschluss an Wittgenstein üblich, eine Unterscheidungsfähigkeit, die interindividuell kontrolliert wird, verstanden (vgl. etwa ROS 1999). Entsprechend spielen empirische Untersuchungen – also das praktische Verwenden gewisser Unterscheidungsgewohnheiten – bei einer kritischen Sichtung von Begriffen eine zwar komplexe aber untergeordnete Rolle.

² Dass es sich hierbei nur um einen verhältnismäßig wenig bedeutsamen Aspekt der philosophischen Anthropologie handelt, wird etwa in der Einleitung von LORENZ 1990 deutlich.

lich die »exzentrische Positionalität«: Jedes Wesen, das unter diesen Begriff gefasst werden kann, müsste (und sollte) folglich etwa auch vor einem unserer Gerichtshöfe denselben Status haben, der einem Mitglied unserer eigenen Spezies unter vergleichbaren Bedingungen zugestanden wird. Dabei hat Plessner die Fähigkeit eines Wesens im Auge, zu sich selbst (insbesondere seiner leiblichen wie psychischen Existenz) »Distanz aufbauen« zu können.

Ein verwandtes Kriterium des Mensch-Seins ist die Fähigkeit zur Kontextbildung, d.h. zur Vergegenwärtigung nicht aktuell anwesender Situationen.³ Dass ein Wesen in der Lage ist, sein Verhalten nicht nur an seiner gerade vorhandenen Umwelt (im Sinne Uexkülls) auszurichten, sondern beliebige weitere potentielle Verhaltenssituationen ebenfalls zu berücksichtigen, ist in vielen typisch menschlichen Tätigkeiten eine entscheidende Voraussetzung. Alles, was mit vergangenen oder zukünftigen Situationen zu tun hat, wie auch alles Fiktive, Hypothetische und Kontrafaktische, wäre ohne Kontextbildung unmöglich. Selbst der Umgang mit Abstraktem – wenn also von konkreter raumzeitlicher Situierung abgesehen wird – scheint uns nur zu gelingen, wenn wir uns einen entsprechenden *metaphorischen* »Raum« für die betrachteten Abstrakta vorstellen (vgl. etwa LAKOFF 1990).

Machen wir uns klar, dass es bislang keine Notwendigkeit dafür gibt, die Fähigkeit, das jeweilige Hier und Jetzt als alleinigen Bezugspunkt des Verhaltens abzulösen, bei anderen Wesen außer den Primaten anzunehmen; und selbst in dieser biologischen Ordnung zeigt sie sich in vollem Umfang nur bei der Spezies *homo sapiens*. Ansatzpunkte gibt es wohl im Spielen der Tiere, insbesondere bei Jungtieren, wird doch dabei die Abhängigkeit des Verhaltens von der tatsächlichen Verhaltenssituation⁴ durch eine Abhängigkeit von einer nur dargestellten bzw. vorgespielten anderen Situation zumindest teilweise ersetzt. Doch fehlt die Distanz zu der Spielsituation, die für menschliche Kontextbildung charakteristisch ist: Ins Spiel vertieft, werden die meisten der Verhaltensweisen, die in der tatsächlichen Situation adäquat sind, vollständig ersetzt durch Verhaltensweisen, die in der fiktiven Spielsituation angemessen wären. Wenn etwa ein Welpespieler einem Ball als einem Beutetier hinterher jagt, ist das, was er da jagt, für ihn ganz und gar ein Beutetier, nämlich gänzlich integriert in die entsprechenden Wahrnehmungs- und Verhaltensschemata. Zugleich bleibt das Spielverhalten aber auch strikt an die aktuelle Situation gebunden: Der als Beutetier genommene Ball etwa wird ja ganz korrekt in seiner physischen Erscheinung gehandhabt, seine Form, sein Gewicht etc. werden – im Rahmen der Fähigkeiten, über die das spielende Wesen im Umgang mit echter Beute verfügt – richtig einbezogen. Schließlich

³ Der Zusammenhang mit Plessners Exzentrizitätsbegriff ergibt sich dadurch, dass jene Distanzierung einer Betrachtung der aktuellen Situation als einer anderen (von »außen«) entspricht und damit eine Kontextbildung voraussetzt.

⁴ Genauer muss es hier heißen: der tatsächlich vom spielenden Wesen wahrgenommenen Situation inklusive seiner aktuell vorliegenden Wünsche und Ziele.

bleibt das Spiel der Tiere in der Regel auf die Heranwachsenden beschränkt und verschwindet bei den adulten Tieren weitgehend.⁵

Machen wir uns weiterhin klar, dass die Fähigkeit zur Kontextbildung notwendigerweise eine nur *sozial* zu etablierende Fähigkeit ist: Von einem ›geistigen‹ Zugang eines Wesens zu einer nicht-aktuellen Situation im hier gemeinten Sinn kann nämlich nur dann sinnvoll die Rede sein, wenn es sich eben dieser Situation nicht nur ein einziges Mal, sondern wiederholt zuwenden kann. Dass es sich dabei tatsächlich um *dieselbe* Situation (mit denselben, nicht nur gleichartigen Gegenständen) handelt, kann aber wiederum nur sichergestellt werden, wenn ein anderes Individuum (zumindest im Prinzip) diese Kontextbildungen kontrollieren und dabei beurteilen kann, dass sie regelgerecht durchgeführt und also auf denselben Kontext bezogen sind. Daher auch ist eine Verhaltenssituation – eine ›Umwelt‹ – nur dann ein Kontext im hier gemeinten Sinn, wenn sie als (zumindest prinzipiell) interindividuell verfügbar betrachtet werden kann. Kontextbildung vollzieht sich also stets *kommunikativ*.

Sprache ist ein mächtiges Instrument der Kontextbildung, wenn nicht das mächtigste überhaupt. In dem anspruchsvollen Sinn von Sprache, der dabei üblicherweise unterstellt wird, beruht Sprachfähigkeit allerdings bereits selbst im wesentlichen auf der Fähigkeit zur Kontextbildung: Die Differenzierung in Nomination und Prädikation, die charakteristisch für Aussagen und daraus abgeleitete Sprechakte ist, zielt letztlich vor allem darauf ab, sich über Nicht-Gegenwärtiges zu verständigen. Insbesondere die Nomination, das sprachliche Identifizieren eines dem Gegenüber als bereits bekannt vorausgesetzten Gegenstandes, über den etwas (vermutlich) Neues mitgeteilt werden soll, ist eine Teilhandlung, die nur relativ zu einem vorgegebenen Kontext durchgeführt werden kann (TUGENDHAT 1976): Wer denn gemeint ist, wenn etwa »der Vater von Gesine« als nominatorischer Teil einer Aussage verwendet wird, hängt ganz davon ab, von welcher Situation eigentlich die Rede ist.⁶ Entsprechend sind unsere Sprachen voller Möglichkeiten zur Kontextbildung: Ausdrückliche Angaben von Ort und Zeit in Satzadverbien etwa, oder implizite Hinweise in Tempus (z.B. Futur) und Modus (z.B. Irrealis) des Verbs.

Kontextbildung spielt weiterhin eine zentrale Rolle für die Kompetenzen, mit individuierten persistenten Gegenständen umgehen und Ähnlichkeiten zwischen ihnen beurteilen zu können. Auch diese Gegenstände sind uns empirisch ja stets nur in ihrer momentanen Erscheinungsweise in der je aktuellen Verhaltenssituation gegeben. Der Aufbau der Fähigkeit, mit individuellen Gegenständen Situationen übergreifend umgehen zu können – kurz: Objektkonstitution – setzt die simultane Assoziation von Erscheinungsweisen

⁵ Ausnahmen finden sich interessanter Weise vor allem bei stark domestizierten Arten, die in besonders viele Interaktionen mit Menschen eingebunden sind (insbes. Hunde, Katzen).

⁶ Es könnte sich u.a. um eine Situation aus dem Komplex der Situationen handeln, die Uwe Johnson in seinem Roman *Jahrestage* (1970–1983) geschaffen hat: In dem Fall wäre etwa folgende Aussage wahr, die im Bezug auf andere Kontexte durchaus unwahr sein könnte: »Der Vater von Gesine ist Schreiner«.

aus verschiedenen Situationen zu einem die gegenwärtige Merk- und Wirkwelt transzendierenden ausdauernden Individuum voraus.

Andererseits macht der anspruchsvolle Ähnlichkeitsbegriff, den wir mit dem Begriff darstellender Bilder verbinden, Gebrauch von einem Vergleich zweier Situationen: die tatsächliche aktuelle Situation mit einem flachen, mit Pigmenten bedeckten Gegenstand (dem Bildträger) und den in dieser Situation angemessenen Reaktionen einerseits; und eine veränderte Situation, die statt des Bildträgers das mit ihm Dargestellte – nicht zuletzt individuelle Gegenstände – umfasst und die dazu passenden Reaktionen andererseits. Würde sich das Verhalten nur an einer dieser Situationen ausrichten statt an der Beziehung zwischen beiden, so könnte nicht vom Verhalten einem *Bild* gegenüber gesprochen werden: Im ersten Fall wird der Bildträger als ein Gegenstand ohne Bildcharakter betrachtet, im zweiten handelt es sich um eine einfache, nicht durchschaute Täuschung. Tatsächlich wirkt also der Gebrauch eines darstellenden Bildes als eine Kontextbildung, die in der einen Situation für die Bildnutzer die andere evoziert.

Damit ist der Rahmen für das in diesem Text behandelte Thema gesteckt: Es ergibt sich nämlich die philosophisch-anthropologische Kernfrage, wie es zu der zentralen Fähigkeit der Kontextbildung gekommen ist. Dabei ist diese Frage nicht im Sinn einer (prä)historischen, empirisch zu belegenden Chronologie zu verstehen. Vielmehr geht es um einen begriffsgenetischen Zusammenhang: Mit welcher rationalen Rekonstruktion können *wir uns* die Situation der *initialen* Kontextbildung begreiflich machen? Die dabei aufgezeigte logische Struktur der initialen Kontextbildung mag dann als Wegweiser für die Interpretation empirischer Funde dienen.

Die anthropologische Funktion des Bildes, so die These dieser Arbeit, liegt darin, die initiale Kontextbildung zu vermitteln. Zu diesem Zweck wird zunächst der Begriff der Kommunikation mit den darin enthaltenen beiden Arten des Zeigens rekapituliert, die sowohl für Sprache wie Bildkompetenz zentral sind (2). Damit eröffnet sich ein Weg, den Begriff wahrnehmungsnaher Medien näher zu bestimmen, über den ein Übergang zur initialen Kontextbildung vorgeschlagen werden kann (3). Allerdings ergibt sich, dass die Fähigkeit, sich als Bildbenutzer zu zeigen, durch weitere Kommunikationsakte stabilisiert werden muß. Sie führen letztlich auch zu der Option von Kontextbildungen *ohne* Rückgriff auf wahrnehmungsnahe Medien, die wir gemeinhin als *visuelle Vorstellungskraft* bezeichnen (4).

2. Kommunikation und der Doppelsinn des Zeigens

Da Kontextbildung als ein Akt der Kommunikation betrachtet werden soll, lohnt es sich, zunächst begrifflich zu rekapitulieren, was genau mit ›Kommu-

nikation« gemeint ist.⁷ Unter Kommunikationshandlungen verstehen wir spezielle Formen von interaktiven Handlungen. Letztere wiederum sind zusammengesetzte Handlungen mit mindestens zwei Handelnden: Als Aktivitätsträger tritt bei einigen der Teilhandlungen der eine, bei anderen der andere Handelnde auf.⁸ Zudem enthalten diese Teilhandlungen Komponenten, die in einem sehr weiten Sinn jeweils auf den anderen beteiligten Handelnden ausgerichtet sind: Es handelt sich daher um »Beteiligungshandlungen«. Dazu genügt es, dass die Teilhandlung vom Anderen wahrgenommen werden kann.⁹

Sinnvollerweise sollte zwischen *kommunikativen*, *direkten* und *sachbezüglichen* Interaktionen unterschieden werden. Die einfachste Form der interaktiven Handlung ist die direkte Interaktion: Ihre Teilhandlungen zielen unmittelbar auf den Körper des anderen Handelnden. Typische Beispiele sind Handlungen, mit denen Raubtiere ihre Beute greifen (sowie die Reaktionen, mit denen der drohende Körperkontakt zu vermeiden versucht wird): die Würgehandlung einer Boa, der Zugriff eines Seeadlers, der Biss einer Marienkäferlarve. Bei kommunikativen Interaktionen liegen die Dinge sehr viel komplizierter: Hier geht es darum, dass der eine Interagierende die anderen Interagierenden durch seine (Teil)handlungen mit einem Sachverhalt vertraut machen möchte, kurz: ihnen etwas *zeigt*. Genau betrachtet treten allerdings in der kommunikativen Form von Interaktion sogar zwei Aktualisierungen von »Zeigen« auf.

2.1 »Zeigen« und »sich zeigen«

Um diese Doppeldeutigkeit des Zeigens bei kommunikativen Interaktionen zu klären, hilft ein Blick auf die Unterschiede zwischen kommunikativen und sachbezüglichen Interaktionen:

Auch bei letzteren geht es darum, dass der eine Interagierende den anderen Interagierenden durch seine (Teil)handlung mit einem Sachverhalt in der Welt vertraut macht. Allerdings geschieht dieses Bekanntmachen hier ohne Absicht, gewissermaßen hinter seinem Rücken: Wenn etwa ein Jungtier wahrnimmt, dass seine Mutter an einer bestimmten Stelle trinkt, wird es dabei zugleich mit dem Sachverhalt vertraut, dass es an jener Stelle etwas zu trinken gibt.¹⁰ Oder wenn jemand einen anderen beim unvermittelten Öffnen

⁷ Im Weiteren folgen wir im Wesentlichen den Darstellungen in ROS 1979 (insbes. Kap. 6-9) und ROS 2005 (insbes. Abschn. VI.2.1 und VI.3.3).

⁸ Der hier zugrunde gelegte weite Handlungsbegriff setzt voraus, dass als Aktivitätsträger das gesamte Wesen, nicht nur eines seiner Subsysteme (etwa ein Reflexbogen) für das Verhalten verantwortlich gemacht werden kann.

⁹ Dieses Wahrnehmen der ersten Teilhandlung kann – als zweite Teilhandlung – bereits eine Interaktion vervollständigen.

¹⁰ Es ist zu beachten, dass alle sachbezüglichen Interaktionen immer auch direkte Interaktionen sind, oder besser: direkt-interaktive Komponenten haben, die meist aus Wahrnehmungsakten bestehen.

einer Truhe sieht, wird er dabei zugleich mit dem Sachverhalt vertraut gemacht, dass diese Truhe unversperrt ist.¹¹

Betrachten wir hingegen ein Verhalten, durch das ein Wesen einem Artgenossen die Anwesenheit eines ihnen gefährlichen Raubtiers signalisiert: Solche Verhaltensweisen sind etwa von Affen gut dokumentiert. Ein entsprechender Warnruf soll den Adressaten nicht in die Lage bringen, die Anwesenheit des Feindes nun selbst zu bemerken; vielmehr soll (im Sinn eines evolutionären Zwecks) bei ihm eine passende Flucht- oder Schutzreaktion gerade ohne das eigene Wahrnehmen des Sachverhalts ausgelöst werden. Das gelingt, indem sich der ›Sender‹ *darstellt als einer, der das Raubtier wahrgenommen hat*: Er zeigt dessen Anwesenheit, indem er sich selbst als einen zeigt, der den Feind wahrgenommen hat. Eben dies ist die für kommunikative Interaktionen charakteristische Dopplung des Zeigens. Analoges gilt für den oben erwähnten Beispielfall, wenn der Truhen-Öffner tatsächlich die Absicht hat, durch sein Handeln die Andere wissen zu lassen, dass diese Truhe unverschlossen ist. Dann öffnet er nämlich nicht einfach nur die Truhe, sondern stellt sich explizit der anderen gegenüber dar als einer, der diese unverschlossene Truhe öffnet. Aus diesem Grunde gilt dann eine solche Interaktion auch als kommunikativ.¹² Offensichtlich muß er dabei darauf achten, dass die andere diese Selbstdarstellung auch wahrnimmt, so dass durchaus damit zu rechnen ist, dass die eigentliche Ausführung des Öffnens sich vom Fall des Truhe-Öffnens als einer lediglich sachbezüglichen Interaktion erkennbar unterscheidet.

Kommunikation findet also nur dort statt, wo zwei Zeigehandlungen ineinander verschachtelt vorliegen. Die beiden Komponenten ›jemand zeigt (jemandem) etwas‹ und ›jemand zeigt sich (jemandem) als etwas‹, werden auch als Zeigen im Sinne von *Indikation* bzw. *Ostentation* bezeichnet.¹³ Die Ostentation ist dabei auf den Sender und seine Körperlichkeit bezogen: Er zeigt sich dem andern als ein bestimmter, der (im weiten Sinn) Schlüsse über sein Wissen und Wollen auslöst. Selbstpräsentation ist mithin eine notwendige Teilhandlung des Kommunizierens. Zugleich wird über diese Selbstpräsentation eine indirekte Zeigehandlung im Sinne von Indikation vollzogen, die auf etwas ganz anderes gerichtet ist. Im Gegensatz zu sachbezüglichen Interaktionen kann dabei das Ziel der Indikation auch außerhalb dessen liegen, was der ›Empfänger‹ selber wahrnehmen kann. Im oben erwähnten Beispiel der Affenwarnrufe ist das ganz evident.

¹¹ Dabei gehen wir hier davon aus, dass derjenige, der die Truhe öffnet, das nicht bereits mit der Absicht tut, den anderen sehen zu lassen, dass er sie öffnet, um ihm so mitzuteilen, dass sie offen ist.

¹² Für diese Einordnung spielt es keine Rolle, ob der andere erkennt, dass diese kommunikative Absicht besteht. Diese Bedingung kommt erst hinzu, wenn statt einzelner kommunikativer Interaktionen ganze Ketten davon mit wechselnden Rollen betrachtet werden.

¹³ Leider ist die Zuordnung von Indikation zu ›etwas zeigen‹ und Ostentation zu ›sich zeigen als‹ terminologisch derzeit noch nicht allgemeingültig fixiert. Die Wahl der umgekehrten Zuordnung wäre im Prinzip durchaus ebenfalls plausibel.

2.2 Zeichensprachliche Handlungen und propositionale Sprache

Auch kommunikative Interaktionen können weiter nach Komplexität unterschieden werden: Abgesehen von einfachen Ausdrucksaktivitäten, die, wie im Beispiel des Affen-Warnrufs, als Signale verwendet werden, sind hierbei vor allem die zeichensprachlichen Handlungen relevant, bei denen die Kommunizierenden selbst um den Sinn ihres kommunikativen Tuns wissen.¹⁴

Der Übergang von einfachen kommunikativen Interaktionen zu zeichensprachlichen Handlungen ist dadurch charakterisiert, dass das Vorführen von Verhaltensweisen, wie es für den Vollzug kommunikativer Handlungen wesentlich ist, »verinnerlicht« wird (vgl. MEAD 1934): Präziser gesagt geht es darum, dass sie »sich hier aus den kommunikativen Zusammenhängen, in die sie [...] normalerweise eingebettet sind, herauslösen, und zur Fähigkeit einer allein für sich zu vollziehenden leiblichen Selbstvergegenwärtigung entwickeln« können (ROS 2005: 591). Während ein in kommunikativer Absicht vorgeführtes Verhalten unter anderem so modifiziert wird, dass seine körperlichen Aspekte besonders deutlich und für den Empfänger gut erkennbar artikuliert werden, führt die Reflexivierung des Zeigens eines Verhaltens zu einer Reduktion seiner von außen klar erkennbaren Aspekte: Statt deutlich sichtbarer körperlicher Veränderungen (etwa das bei Wölfen als Geste aus dem Anfangselement einer Bissattacke entwickelte hervorgehobene Flatschen der Zähne) genügt nun eine sehr schwache Aktivierung der entsprechenden Nervenbahnen, eine kaum merkbare Änderung des zugehörigen Muskeltonus.¹⁵ Zudem wird die Aktivität des Vorführens des einen Kommunikationspartners – seiner Ostentation – systematisch mit den zugehörigen Reaktionen des anderen Kommunikationspartners hinsichtlich der Indikation in Beziehung gesetzt: Begrifflich kann so die Rolle des Gegenübers mit der Rolle des ersten Handelnden in einen stabilen Zusammenhang gebracht werden. Damit sind Individuen, die in bewusste Kommunikation eintreten können, stets als dyadisch organisiert zu verstehen. Erst auf diese Weise werden kommunikative Handlungen als auf Regeln bezogene Handlungen (im Gegensatz zu Gewohnheiten) – und damit zeichensprachliche Handlungen – überhaupt möglich.¹⁶

Bestimmte Zeichenhandlungen ermöglichen es den Beteiligten, sich einem anderen gegenüber absichtsvoll darzustellen nicht nur hinsichtlich

¹⁴ Ros spricht hier von (im weiten Sinne) sprachlichen Handlungen. – Unter Signalen werden jene Handlungen verstanden, die automatisch situationsabhängig eingesetzt werden, weil sie – angeborener oder erworbener Maßen – zweckmäßig für eine Kommunikation wirken. Es sind kommunikativ eingesetzten Anzeichen. Demgegenüber setzen die eigentlichen Zeichenhandlungen (Ros: «sprachliche Handlungen») eine Intention zur Kommunikation voraus, sind also nicht bloß zweckmäßig, sondern werden spezifisch zu dem Zweck der Kommunikation eingesetzt.

¹⁵ Sie führen zwar kaum zu einer von außen noch unterscheidbaren Aktivität. Doch bleiben diese körperlichen Veränderungen innerlich wirksam über das propriozeptorisch vermittelte Körperbewusstsein, das ein wichtiges Element der Steuerung jedes körperlichen Verhaltens darstellt, das komplexer als einfache Reiz- Reaktionsschemata ist.

¹⁶ Es sei nochmals betont, dass es sich hierbei um eine begriffsgenetische, nicht um eine empirische Abfolge handelt; vgl. auch LORENZ 1990: 117 f.

eines jeweils *gegenwärtigen* Sachverhalts, sondern hinsichtlich eines *beliebigen* Sachverhalts oder besser: eines Sachverhalts relativ zu einem *beliebigen Kontext*. Eine solche Zeichenhandlung enthält eine *Proposition* – eine Teilhandlung im Gesamtgefüge der kommunikativen Selbstdarstellung, mit der jener Sachverhalt zum Ausdruck gebracht wird, dem gegenüber sich der eine Zeichenverwender den anderen präsentiert. Die Proposition vermittelt den Sachbezug der Gesamthandlung, während Interaktions- und Selbstbezug über andere Teile vermittelt werden.¹⁷ Diejenigen sprachlichen Zeichen, mit denen sich die Logik bereits seit langer Zeit auseinandergesetzt hat, Aussagen nämlich, gelten als die prototypische Form solcher propositionalen Zeichenverwendungen.

Eine Proposition besteht aus mehreren Teilhandlungen, die (i) verschiedene Funktionen erfüllen, (ii) auf den Kommunikationspartner bezogen sind und (iii) nicht unabhängig voneinander verwendet werden können: Mit der *Prädikation* versucht ein Sprecher verständlich zu machen, von welchen Fähigkeiten des Unterscheidens beziehungsweise Einordnens von Phänomenen – von welchen Begriffen also – er im Zusammenhang mit der aktuellen Gesamtzeichenhandlung Gebrauch machen möchte. Das ist der eigentlich informative Teil der Äußerung, der für die Kommunikationspartner neu sein sollte. Mit der (oder den) *Nomination(en)* versucht er verständlich zu machen, auf welchen einzelnen Gegenstand (oder Gegenstände) er sich dabei beziehen möchte: Diese Gegenstände sollten den Kommunikationspartnern bereits bekannt sein – als Teil des gemeinsamen ›Diskursuniversums‹.¹⁸ Aussagen bedürfen daher notwendiger Weise eines Aktes der Kontextbildung, da die Nominationen nur erfolgreich durchgeführt werden können, wenn allen Beteiligten klar ist, aus welcher Situation die gemeinten Gegenstände zur Identifikation ausgewählt werden (vgl. TUGENDHAT 1976: insb. §§ 21ff.).

Jemand, der einen Sachverhalt behauptet, stellt sich – sich selbst und anderen gegenüber – als einer dar, der die Wahrheit der Behauptung (rational) gegen Zweifel zu verteidigen bereit ist. Dabei kann die Überprüfung der Geltung auf zweierlei Wegen erreicht werden: Im günstigsten Fall ist die Proposition auf die Äußerungssituation bezogen (d.h. die Nominationen können einfach aufgelöst werden) und die Prädikation bringt eine Unterscheidungsgewohnheit ins Spiel, die direkt über Wahrnehmungskompetenzen (empirisch) entschieden werden kann (Kohärenztheorie der Wahrheit). Andernfalls ist zu unterscheiden, ob es möglich ist, den gemeinten Kontext für eine empirische Überprüfung körperlich zu erreichen, oder nicht. Im letzten Fall – wie in dem Fall, dass die Unterscheidungsgewohnheiten nicht ohne weiteres sinnlich eingelöst werden können – bleibt nur der zweite Weg, die neue Information mit dem bereits über jenen Kontext bekannten Wissen theoretisch-

¹⁷ Propositionen sind ›ungesättigte‹ Teilhandlungen (im Sinne Freges): Sie treten aus begrifflichen Gründen stets mit weiteren Teilhandlungen auf, die sie zu einer echten Zeichenhandlung ergänzen. Traditionell werden als Hilfsmittel, um sie dennoch in ›Reinform‹ darstellen zu können, ›dass‹-Phrasen verwendet, etwa ›dass dieser Satz aus 4 Wörtern besteht‹.

¹⁸ Das jeweilige Diskursuniversum ist ein von allen Gesprächspartnern geteilter und gerade gemeinsam fokussierter Kontext.

abstrakt zu vergleichen: Führt der Vergleich nicht zu logischen Inkonsistenzen, kann die behauptete Proposition als verteidigt gelten (konsistenztheoretischer Wahrheitsbegriff).

2.3 Das doppelte Problem der Sprachbegründung

Damit kehren wir zur Ausgangsthematik zurück: Ein großes anthropologisches Thema ist das Problem der *Sprachbegründung*. Der engen Kopplung von propositionaler Sprache und Kontextbildung wegen steht das Auftreten von Sprachkompetenz auch notwendig in unmittelbarem begrifflichem Zusammenhang mit der initialen Kontextbildung – dem Erwerb des Vermögens, einen nicht-gegenwärtigen Kontext der aktuellen Situation interindividuell entgegenzustellen. Hinweisende Definitionen spielten in den älteren, bewusstseinstheoretischen¹⁹ Ansätzen eine zentrale Rolle: Eine Gemeinschaft vorsprachlicher Individuen tauft einen gemeinsam wahrgenommenen Gegenstand mit einem weiterhin intersubjektiv verwendbaren Namen. Allerdings funktioniert Deixis unmittelbar nur in der jeweils aktuellen Situation.²⁰ Zudem bleibt ohne zusätzliche (sprachliche) Erläuterung unklar, was genau mit einer hinweisenden Geste gemeint ist. In der Tat zeigt sich die hier artikuliert Frage in zweierlei Gestalt in Kognitionswissenschaft und Philosophie: das Referenzproblem, das auch als Problem des *symbol grounding* bezeichnet wird, und das Problem der Etablierung interindividueller Bedeutung (*triangulatio ex nihilo*).

Das Referenzproblem, wie es insbesondere in den Kognitionswissenschaften diskutiert wird, besteht darin, näher zu bestimmen, wie die Beziehung zwischen sprachlichen Sachbezügen und den damit assoziierten Sachverhalten (bzw. der »Welt«) hergestellt werden kann. Vom bewusstseinstheoretischen Standpunkt, der den klassischen kognitionswissenschaftlichen Ansätzen in der Regel zugrunde liegt, werden sprachliche Strukturen durch mentale Symbole mit Bedeutung versehen, die ihrerseits als Elemente biologisch fundierter Informationsverarbeitungsprozesse verstanden werden. Doch wie können diese mentalen Symbole in der Welt »grundiert« werden?²¹ Das Problem des »symbol grounding« ist von den Grundlagen der bewusstseinstheoretischen Kognitionswissenschaften aus nicht zu lösen (vgl. WITTGENSTEIN 1922). Eine Alternative scheinen hier die auf phänomenologische Betrachtungen zurückgehenden Ansätze des »Enaktivismus« zu bieten, die das Referenzproblem als eine Frage des »Embodiments« betrachten (siehe etwa VARELA/THOMPSON/ROSCHE 1991; in aktuellerer Form: WHEELER 2005): Mentale Phänomene werden begriffen als wesentlich bestimmt durch ihre Einbettung in den

¹⁹ Die bewusstseinstheoretische Position versteht Begriffe als rein mentale Entitäten und völlig unabhängig von der Fähigkeit zu sprechen, so dass also die sprachliche Artikulation von Begriffen etwas hinsichtlich ihrer Funktion ganz Sekundäres bleibt und der Gebrauch von Begriffen (das Denken) auch ganz ohne Sprachvermögen möglich zu sein scheint.

²⁰ Die erweiterten Formen indirekter Deixis (Zeigen auf Stellen als metaphorischen Stellvertretern nicht-anwesender Dinge) sind begrifflich erst nach Einführung propositionaler Sprache möglich.

²¹ Searles Gedankenexperiment des »chinese room« hat dieses Problem prägnant veranschaulicht.

Leib und dessen Eingebundenheit in konkrete Situationen. Die mentalen Symbole erhalten ihre Bedeutung in einer wechselseitigen Anpassungsleistung zwischen Organismus und Umwelt. Damit das bewusstseinstheoretische Problem des Solipsismus vermieden wird, muß dabei allerdings die prinzipiell intersubjektive Natur der Bedeutungsphänomene berücksichtigt werden.

Donald Davidsons Versuch der Erläuterung, wie ein noch nicht ›bedeutungsinfiziertes‹ Kind in der Entwicklung zunehmend komplexerer Interaktionen mit bereits ›bedeutungsinfizierten‹ (erwachsenen) Gruppenmitgliedern den Umgang mit Bedeutung erwerben kann, scheint hier eine Lösung anzubieten (DAVIDSON 2001). Das bedeutungsgeladene Antwortverhalten der ›Erwachsenen‹ wird, grob gesagt, durch Training beim Kind mit dem eigenen Verhalten hinsichtlich eines Gegenstands in seiner Umwelt verbunden und internalisiert, wobei diese internalisierten Feedbacks die Basis der Bedeutung des Gegenstands (Zeichenträger) für das Kind werden. Eine solche ›semiotische Triangulation‹ setzt allerdings immer schon ein Umfeld mit Individuen voraus, die Sprache im anspruchsvollen Sinn bereits gemeistert haben. Wie aber soll man sich eine ›triangulatio ex nihilo‹ vorstellen, wie sie ja für die Individuen, die überhaupt erstmals die Kompetenz für ›bedeutungsvolles Sprechen‹ erwerben, benötigt würde?

Ebenfalls unklar bleibt, wie die semiotische Triangulation die Kompetenz der Kontextbildung begründen soll: Wie schon bei den hinweisenden Definitionen bleiben auch hier die bedeutungstiftenden Verhaltensweisen ja strikt an die je aktuelle Situation gebunden. Der Versuch Matthias Vogels einer semiotischen Triangulation für eine gegenüber propositionaler Rede elementarere Form des Kommunizierens (bzw. in seinen eigenen Worten: für nicht- sprachliche Gedanken) greift in dieser Hinsicht noch zu kurz, da auch die betrachteten prä-musikalischen oder prä-graphischen Ausdrucksformen einerseits noch vollkommen an den jeweiligen Äußerungskontext gebunden bleiben und andererseits keine Bedeutung außer ihrer selbst erwerben (VOGEL 2001). Der Ansatz weist aber in die von uns im Weiteren verfolgte Richtung, da er verständlich machen kann, wie der Begriff einer Kompetenz zu zwar kontextgebundenem, aber syntaktisch strukturiertem, gemeinsamem Verhalten mit »ästhetischen« Qualitäten eingeführt werden kann, das eine Grundlage für die Produktionsseite von im weiten Sinne bilderzeugenden Tätigkeiten als Basis für deren sozial koordinierte Rezeption liefert.

3. Die Rolle der Bildkompetenz

Unsere These lautet: Nicht-sprachliche ›ästhetische‹ Medien bilden in der Tat eine unumgängliche Komponente bei der initialen Kontextbildung und damit der begriffsgenetischen Begründung von propositionaler Sprachkompetenz. Um diesen Zusammenhang ausarbeiten zu können, ist es hilfreich, sich die spezifische Funktion von Bildern vor Augen zu führen: Ihre Verwendung zu

Kontextbildungen, die den Verwendern eine *gemeinsame empirische Vergegenwärtigung* abwesender Situationen ermöglicht.

3.1 Bilder als Mittel der empirischen Vergegenwärtigung

Obwohl Bilder bereits seit mehreren zehntausend Jahren im Leben der Menschen eine Rolle spielen, ist ihre Funktion auch heute keineswegs so klar, dass von einem breiten Konsens in der Bildphilosophie gesprochen werden könnte. Wir gehen im Folgenden von ihrer kommunikativen Funktion als grundlegend aus: ›*Wer sich oder einem anderen einen Gegenstand als ein Bild präsentiert vollzieht damit eine Kommunikationshandlung*«. Mit dieser Formulierung wird darauf hingewiesen, dass Gegenstände nicht einfach durch eigene physische Attribute als Bilder zu klassifizieren sind: Es ist ihre Rolle in einer spezifischen Verwendungssituation, die einen Gegenstand erst zu einem Bild werden lässt. Diese Verwendungssituation ist eine kommunikative Interaktion, die Rolle des Gegenstandes darin die des Zeichens.

Die obige Formulierung verweist zudem darauf, dass eine solche Interaktion *zwei* beteiligte dyadische Handlungsträger aufweist, die auch als zwei verschiedene Rollen von demselben Individuum (gleichzeitig oder auch zu unterschiedlichen Zeiten) eingenommen werden können.²² Zudem besteht eine zentrale Teilhandlung bei der Bildverwendung (wie bei jeder Kommunikation) notwendig in einer Ostentation, über die eine Indikation – der Verweis auf das mit dem Bild Bezeichnete – erst vollzogen werden kann. Die spezifische Beziehung zwischen Bezeichnetem und Bildträger hat diesen wichtigen Aspekt der Selbstdarstellung der Bildnutzer oft verdeckt. Dann scheint das Bild selbst – und das kann nur heißen: der Bildträger – etwas zu zeigen: eine stark verkürzte Redeweise, hinter der sich nur zu leicht die absurde Annahme vom Bildträger als einem eigenständigen Handlungsträger verbirgt.

Als ikonische Zeichen besteht bei Bildern, so heißt es etwa nach Peirce, eine perzeptuelle Ähnlichkeitsbeziehung zwischen dem Bildträger und dem mithilfe des Bildes Dargestellten. Um diese Ähnlichkeit in die handlungstheoretische Konzeption des Kommunikationsbegriffs einbeziehen zu können, bevorzugen wir den Ausdruck »wahrnehmungsnahes Zeichen« (SACHS-HOMBACH 2003): Wir gehen zu dessen näherer Bestimmung aus von einer schlichten Verwechslungsreaktion, die ein Wesen einem Teil seiner Umgebung gegenüber zeigt, ohne dabei die Verwechslung selbst noch zu bemerken – es erliegt einer Täuschung.²³ Der bei Bildverwendung vorliegende Zu-

²² Ein bildhaftes Zeichen kann demnach zur Kommunikation (i) mit sich selbst zur gleichen Zeit, (ii) mit sich selbst zeitversetzt oder (iii) mit einem anderen (gleichzeitig oder zeitversetzt) erfolgen. Die zeitversetzten Kommunikationen können dabei immer verstanden werden als doppelte, zu verschiedenen Zeiten stattfindende Teilkommunikationen mit jeweils vorgestelltem (also als gleichzeitig anwesend begriffenem) Kommunikationspartner. Im Folgenden werden wir von den zeitversetzten Verwendungsweisen absehen und uns auf die gleichzeitige Anwesenheit zweier Beteiligter konzentrieren.

²³ Der weit verbreitete Einsatz von Attrappen in der Ethologie beruht gerade auf solchen Verwechslungsreaktionen.

stand mit einer erkannten Ähnlichkeit ergibt sich durch die bewusste Assoziation der Verwechslungsreaktion (und der ihr adäquaten Verhaltenssituation) mit der tatsächlich die Täuschung auslösenden Situation (und den dazu adäquaten Verhaltensweisen). Einen Fall von Ähnlichkeit zu erkennen heißt also, die tatsächliche, in gewisser Hinsicht täuschende aktuelle Situation, die den »Ähnlichkeitsträger« enthält, mit einer anderen Situation in Verbindung zu bringen, in der die Täuschung keine Täuschung und die verwechselten Gegenstände tatsächlich anwesend wären.²⁴ Die spontanen Verhaltensweisen im Falle der Verwechslung bezeichnen wir als den *dezeptiven* Modus, in dem sich der Verwechselnde befindet, den Zustand des Erkennens von Ähnlichkeit hingegen als den *immersiven* Modus. Letzterer stellt das definierende Merkmal wahrnehmungsnaher Zeichen dar (SCHIRRA/SCHOLZ 1998). Dabei wird der immersive Modus über den dezeptiven Modus bestimmt: Das Erkennen einer Ähnlichkeit verweist auf die zugehörige, begrifflich »eingebettete« Verhaltensdisposition, die im Fall der Verwechslung spontan aktiviert wird. Sie bestimmt, wozu der betrachtete Teil der aktuellen Verhaltenssituation eigentlich ähnlich ist. Als erkannte Täuschung führt sie aber nicht – oder jedenfalls kaum noch – zu von »außen« wahrnehmbaren Reaktionen.²⁵

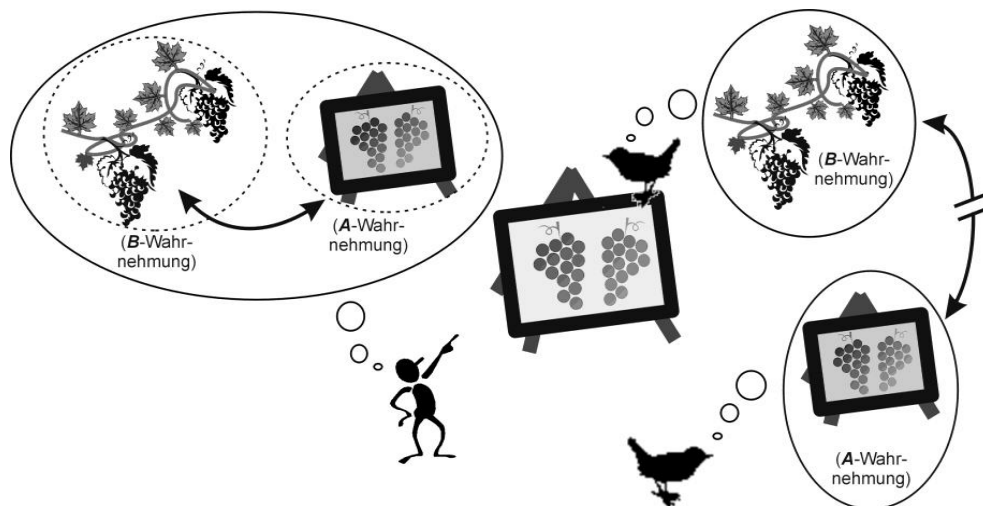


Abb. 1:
Erkennen von Ähnlichkeit: der dezeptive (rechts) und der immersive (links) Modus
(Die »Denkblasen« sollen nur jeweils die entsprechenden Verhaltensdispositionen graphisch-
verkürzt andeuten).

Wegen dieser Einbettung kann allerdings der »Ähnlichkeitsträger« im immersiven Modus als Zeichenträger eingesetzt werden, um auf das aufmerksam zu machen, zu was er als ähnlich wahrgenommen wird. Einen Bildträger als Bild

²⁴ So definiert kann Ähnlichkeit, im Gegensatz etwa zu dem von N. Goodman angesetzten streng symmetrischen ontologischen Ähnlichkeitsbegriffs GOODMAN 1968, durchaus auch als unsymmetrische Relation aktualisiert sein.

²⁵ Bei Erschöpfung brechen die eingebetteten spontanen Reaktionen gelegentlich durch, oder wenn man sich sehr stark auf das Täuschungspotential einlässt, wie etwa beim Schauen spannender Spielfilme – das unwillkürliche, körperliche Erschrecken vor dem nur filmisch gezeigten Angriff eines großen Raubtiers – oder beim Computerspielen.

zu verwenden heißt also, eine durch den Bildträger auslösbare Täuschung als solche zu erkennen und den Bildträger – auch einem anderen gegenüber – als ein Zeichen zu benutzen, um auf die ›angetäuschte‹, sprich: ähnliche Situation zu verweisen.²⁶

Machen wir uns allerdings klar, dass ohne Kontextbildung der dezep-tive Modus zwar überwunden, d.h. der Zustand der Täuschung aufgehoben werden kann, dass dann aber nur der Zugang zu der *ohne* Verwechslung wahrgenommenen aktuellen Situation bleibt – ohne jede Beziehung zu der verwechselten Situation und mithin ohne Erkenntnis einer vorliegenden Ähnlichkeit (vgl. Abb. 1). So mag es etwa den Vögeln des Zeuxis gegangen sein (PLINIUS 1977), nachdem sie feststellten, dass das, was sie für essbare Früchte hielten, tatsächlich nur ein merkwürdiges flaches Brett ist. Demgegenüber bleibt die Illusion des Vorhangs vor Parrhasius' Bild für den getäuschten Zeuxis auch nach der Erkenntnis der Täuschung etwas, was ihn sich die Situation, in der ein Vorhang das von ihm eigentlich erwartete schlüpfrige Bild verdeckt, vorstellen lässt.

Diese handlungstheoretisch-semiotische Bildtheorie wird häufig im Gegensatz gesehen zu phänomenologischen Bildtheorien, in denen Bilder, statt als Zeichen, begriffen werden als Werkzeuge zum Herstellen einer besonderen Art von Gegenständen (WIESING 2005): Was durch ein Bild gegeben werde seien nämlich Gegenstände in ›reiner Sichtbarkeit‹ – ohne über das Visuelle hinausgehende Attribute.²⁷ Verwendungen als Zeichen seien dieser Primärfunktion nachzuordnen. Abgesehen davon, dass bei diesem Ansatz keinerlei intersubjektive Beziehung in Erscheinung tritt – die spezielle Wahrnehmungsform von Gegenständen in reiner Sichtbarkeit erfordert dergleichen nicht –, muss auch bezweifelt werden, ob die im Bildraum erscheinenden Gegenstände tatsächlich als Gegenstände ohne nicht-visuelle Eigenschaften erfasst werden. Das Problem besteht insbesondere darin, dass ein ›Haus‹ – um ein konkretes Beispiel zu nehmen – ohne Gewicht oder Undurchdringlichkeit seiner Wände (beides ganz klar nicht-visuelle Charakteristika unseres Alltagsbegriffs von Häusern) schlicht nicht mehr unter unsere übliche Unterscheidungsgewohnheiten für den Begriff ›Haus‹ fällt: Was immer in (oder eigentlich, als Werkzeug aufgefasst, ›mit‹) einem solchen Bild zu sehen wäre, es wäre gerade nicht mehr als Haus zu klassifizieren, bestenfalls noch als etwas, das ›visuell hausförmig‹ ist. Das entspricht keineswegs unserer Intuition zum Bildgebrauch: Ein gemaltes, gezeichnetes oder photographiertes Haus wird in aller Regel als ein Haus mit *allen* für Häuser typischen nicht-

²⁶ Auf die Besonderheiten der Ähnlichkeitskonstruktionen bei stark abstrahierten, logischen und reflexiv verwendeten (insbesondere ungegenständlichen) Bilder können wir hier aus Platzgründen nicht eingehen, verweisen aber auf die entsprechenden Ausführungen in SACHS-HOMBACH 2003 und SCHIRRA 2005.

²⁷ Begünstigt wurde diese Ablehnung zeichentheoretischer Bildtheorien sicher durch einen dort zunächst vorherrschenden semiotischen Zugang, der sich übermäßig an traditionellen Ansätzen zu propositionalen Zeichen orientierte und gleichzeitig ontologisch oder bewusstseinstheoretisch argumentierte: Das Spezifische der Bildverwendung gegenüber Sprache und ihre handlungstheoretische Einbettung waren dadurch weitgehend verdeckt.

visuellen Eigenschaften *in* einem Bild gesehen. Dieser Intuition kann die von uns vertretene modale Bildtheorie ganz ungezwungen folgen.

Im Kommunikationsakt mit wahrnehmungsnahen Zeichen wird eine Form der Indikation verwendet, die dem Zeigen bei sachbezüglichen Interaktionen recht nahe kommt: Genauer gesagt erlaubt es der in den immersiven Modus eingebettete dezeptive Modus, der ja mit einiger Wahrscheinlichkeit auch beim Rezipienten ausgelöst wird, die Ostentation des Kommunikators selbst konkret, d.h. körperlich nachzuvollziehen: Die mit der Verwechslung assoziierten Verhaltensdisposition werden bei *beiden* Kommunikationspartnern spontan ausgelöst. Beiden steht damit die tatsächlich nicht-anwesende Situation – wenn auch im Modus der Täuschung – »vor Augen«.

Als grundlegende Zeichenfunktion ergibt sich damit für den Gebrauch eines Bildes Folgendes: Ein Ensemble von Gegenständen, genauer: eine entsprechende Verhaltenssituation mit jenen Gegenständen, wird auf solche Weise interindividuell bereit gestellt, dass die Kommunikationspartner wenigstens für einige visuell überprüfbare Prädikationen die entsprechenden sensomotorischen Prüfverfahren in diesem Kontext unmittelbar vom Äußerungskontext aus anwenden (und kohärenztheoretisch auf Wahrheit überprüfen) können: Bildverwendung ist grundsätzlich empirische Kontextbildung.²⁸

Da es nicht das Bild ist, das etwas zeigt, sondern der »Sender« der sich mithilfe des Bildes als ein Wesen mit bestimmten Dispositionen darstellt (wiederum genauer: sich selbst gegenüber oder einem anderen), stellt sich die Frage nach einer präziseren Charakterisierung der Selbstdarstellung, die die Präsentation des Bildes notwendig begleitet. Unserer Auffassung nach sollte diese Ostentation der Bildkommunikationshandlung folgendermaßen formuliert werden: Ein Bild zu gebrauchen heißt, *»sich darstellen als einer, der dort etwas sieht, was gar nicht dort ist; der das auch weiß und der mit dieser Selbstdarstellung einem anderen gegenüber (oder sich selbst in der Rolle eines anderen) auf dieses zu Sehende aufmerksam macht, um auf diese Weise eine von der aktuellen abweichende Situation in den gemeinsamen Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken«*.²⁹

Damit bilden bei der Kommunikation mit wahrnehmungsnahen Zeichen die ostentativen mit den indikatorischen Zeigeelementen eine charakteristische Verbindung: Während die sprachliche Bezugnahme auf eine andere als die Äußerungssituation den kontextuellen Bezugspunkt der Indikation schuldig bleiben muß, führt das Sich-Zeigen des Kommunizierenden im Falle von Bild- und anderen wahrnehmungsnahen Zeichen gerade zu einem vom Kommunikationspartner selbst wahrnehmbaren Zeigen der gemeinten Situa-

²⁸ Das schließt nicht aus, dass davon speziellere Verwendungsweisen abgeleitet werden können (vgl. SACHS-HOMBACH 2003).

²⁹ Es ist zu beachten, dass diese »Bedingung der Möglichkeit« von Bildern gleichwohl bei speziellen Bildgebräuchen (insbesondere reflexive Verwendungsweisen) in den Hintergrund treten oder sogar – im Sinne einer negativen Exemplifikation – außer Kraft gesetzt werden kann. Auf diese Weise lassen sich dann auch homogen-weiße Flächen als Bilder begreifen. Doch setzen derartige Verwendungsweisen stets den »darstellenden« Bildgebrauch als elementareren Bezugspunkt voraus.

tion. Der wesentliche Unterschied zwischen verbaler und pikturaler Kontextbildung besteht also darin, dass erstere die intendierte Situation nur *logisch* vergegenwärtigt, während letztere eine *empirische* Vergegenwärtigung ermöglicht: Mit Bildern wird ein Zugang zu einer anderen Situation eröffnet, bei dem die Wahrheit von – interindividuell laut geäußerten oder monologisch nur gedachten – Aussagen über die Situation in gewissen Grenzen unmittelbar empirisch überprüft werden kann.

3.2 Initiale Kontextbildung

Könnte ein Gedankenexperiment plausibel sein, in dem das Vermögen, situationsunabhängig mit Aussagen – zu kommunizieren, von den durch Bildern vermittelten Kontexten nicht nur ›unter anderem‹ Gebrauch macht, sondern überhaupt erst durch das täuschende Potential bildartiger Vorläufer möglich wird? Zwar bleibt die Verwendung eines wahrnehmungsnahen Zeichens mehrdeutig: Man kann ihm ja auch bloß im dezeptiven Modus gegenüber treten und nicht merken, dass es um einen *anderen* Kontext gehen soll. Aber dieser Mangel mag sich bei der begrifflichen Einführung der Kontextbildung als ein Vorteil entpuppen.³⁰

Zur methodischen Ableitung des Begriffs von Wesen, die zu Kontextbildungen fähig sind, stellen wir uns zunächst Wesen vor, die nur auf ihren je aktuellen Verhaltenskontext *a* Zugriff haben und daher einem (potentiellen) Ähnlichkeitsträger *B* höchstens im dezeptiven Modus – Verwechslung von Situation *a* mit einer Situation *b* – gegenüber treten können. Dieses Verhalten – etwa ein Beuteverhalten angesichts einer Attrappe – ist nicht notwendig auch kommunikativ. Zeichengebrauch läge erst vor, wenn das Wesen sich ändern gegenüber darstellen würde (Ostentation) als ein Wesen, das auf jene Stelle im aktuellen Kontext mit einem nicht adäquaten Verhalten, das für eine ganz andere Situation passend wäre (Indikation), reagiert oder zu reagieren bereit ist. Dazu muß es (i) anderen jenes Verhalten *vorführen*; (ii) auf dieses eigene Vorführverhalten auch *selbst* so reagieren, wie ein Empfänger, da seine Bedeutung ansonsten für Sender und Empfänger verschieden bliebe; und (iii) das Vorführen innerlich mit den dazu gehörigen Antwortreaktionen assoziieren (Triangulation).

³⁰ Ohne expliziten Bezug auf Kontextbildung haben I. Davidson und W. Nobel bereits 1989 eine ähnliche Überlegung vorgeschlagen (vgl. auch NOBLE/DAVIDSON 1996: Kap. 3).

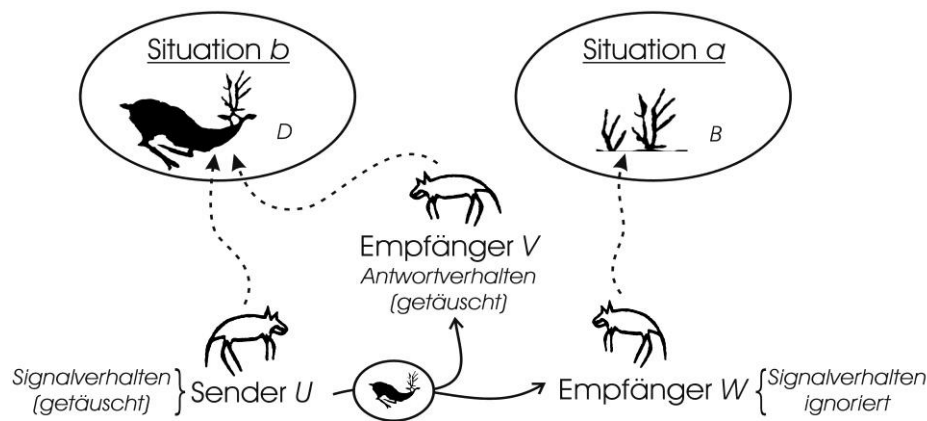


Abb. 2:
Schema zur Signalkommunikation in einer Verwechslungssituation (Hirsch/Geäst)

Die Besonderheit des kommunikativ eingesetzten dezeptiven Verhaltens ist nun, dass die Antwortreaktion zweigeteilt ausfallen kann, je nachdem, ob der Empfänger ebenfalls der Täuschung erliegt (Kontext *b*) oder nicht (Kontext *a*). Praktisch kann man sich durchaus vorstellen, dass etwa bestimmte natürliche Astformationen immer wieder zu Verwechslungen mit einer Beute Anlass geben. Signalsprachlich miteinander kommunizierende Gruppen könnten sich dort daran gewöhnen, entsprechende Signale eines Artgenossen in diesem Kontext zu ignorieren. Damit wäre ein Komplex aus einem Vorführverhalten (im dezeptiven Modus) und *zweierlei* Reaktionen darauf gegeben: Der Produzent reagiert mit seinem Signal auf den für ihn aktuellen Kontext *b*, auf den auch das Verhalten eines Rezipienten, der auf das Signal normal reagiert, gerichtet ist, während schließlich für einen Rezipienten, der das Signal auf die erlernte Weise ignoriert, Kontext *a* der aktuelle ist (Abb. 2). Auf der begrifflichen Ebene kann das Verinnerlichen des ursprünglich externen Signalverhaltens in einer solchen potentiellen Täuschungssituation entsprechend *beide* Reaktionsoptionen bei dem reflexiven Produzenten intern auslösen und so das Fundament für eine Relation zwischen den beiden beteiligten Kontexten für Wesen dieser Art bilden. Es findet eine doppelte semiotische Triangulation statt: Einerseits zwischen Produzent, Rezipient 1 und Zeichenträger hinsichtlich der Ostentation (›wir reagieren auf den Zeichenträger auf bestimmte Weise‹ – nämlich getäuscht-inadäquat), und andererseits zwischen Produzent, Rezipient 2 und ›angetäuschter‹ Situation hinsichtlich der Indikation (›wir reagieren auf die dort anwesenden Gegenstände auf bestimmte Weise‹).

In dem Gedankenexperiment können wir daher davon sprechen, dass sich Wesen, die unter einen solchen Begriff fallen, einander (und sich selbst gegenüber) darstellen als Wesen, die etwas wahrnehmen, was so gar nicht anwesend ist; die weiterhin annehmen, dass auch die jeweiligen Kommunikationspartner sich gleichermaßen so darstellen können. Dabei bleibt dieses Verhalten allerdings noch ganz abhängig von der wirklichen Anwesenheit des Gegenstands *B* im aktuellen Kontext, einem Gegenstand, der also tatsächlich gerade wahrgenommen werden kann und dabei wegen entsprechender spon-

tan ausgelöster Reaktionen leicht mit etwas anderem (*D*) zu verwechseln (d.h. ihm ähnlich) ist.

4. Die Fähigkeit, sich als Bildbenutzer darstellen zu können

Das Gedankenexperiment zur initialen Kontextbildung führt zum Begriff eines Wesens, dem eine Vorform der piktorialen Kontextbildung gelingt: Es hat den Bildträger im immersiven Modus gebraucht und dabei eine Ostentation mit einer Indikation auf eine nicht anwesende Situation verbunden. Allerdings lässt sich von außen her (d.h. insbesondere aus der Perspektive des empfangenden Kommunikationsteilnehmers) nur vermuten, dass mehr als eine einfache Verwechslung – der reine dezeptive Modus also – die Grundlage eines damit inadäquat abgegebenen Signals gewesen ist. Ebenso bleibt für den sendenden Part ohne weiteres unklar, ob sein Gegenüber die Kontextbildung nachvollzogen hat, oder auf eine Ähnlichkeit lediglich im Modus des Getäuscht-Seins reagiert. Die doppelte Triangulation schafft zwar den logischen Raum für die piktoriale Kontextbildung; doch sind weitere kommunikative Absicherungen notwendig, um die damit gegebene Überschreitung des Hier und Jetzt als gemeinsam und damit wechselseitig kontrolliert und wiederholbar zu stabilisieren.

4.1 Kommunikative Stabilisierung des Bildgebrauchs

Sofern wir annehmen könnten, dass die beteiligten Kommunizierenden sich zusätzlich darüber verständigen, dass es sich bei ihrer aktuellen Interaktion nicht um eine einfache Verwechslung handelt, sondern um eine *absichtsvolle* Nutzung/Artikulation von Ähnlichkeit, wäre zumindest ein gewisser Ansatz gegeben, den immersiven vom rein dezeptiven Modus beim jeweiligen Gegenüber zu unterscheiden. Für eine solche herausgehobene Verwendungsweise des Zeichens gegenüber dem Ähnlichkeitsträger könnte etwa das bei höheren Säugetieren verbreitete ›Spielgesicht‹ als zusätzliche ›Immersions-Markierung in die Gesamtkommunikation eingehen.³¹

Beachten wir aber, dass in der Situation der initialen Kontextbildung offensichtlich bereits *zwei* Zeichen in Kombination verwendet worden sind: Der Ähnlichkeitsträger nämlich *und* das Signal, das sich auf die eigentlich nur ähnliche Situation bezog und in der tatsächlich aktuellen Situation unpassend war – eine (noch ungesicherte) piktoriale Kontextbildung *und* eine Zeichen-

³¹ Analog wäre auch das ›Entwarnungssignal‹ (s.o.) als Markierung dieser Komponente des Selbstbezugs denkbar. Unter ›Spielgesicht‹ wird eine bei Säugetieren verbreitete Signalart zusammengefasst, mit der verhindert wird, dass spielerisch-aggressives Verhalten von Jungtieren (z.B. gegenüber Erwachsenen) zu ernsthaften Aggressionen ausartet. Das »Spielgesicht«, das mit dem auch für menschliche Kommunikationsbereitschaft assoziierten »Öffnen des Gesichts« in Beziehung steht, signalisiert nach Eibl-Eibelsfeld (1997: 190) eine »freundliche Beißintention«.

verwendung, die sich auf die so evozierte Situation bezieht. Es ist, wie sich zeigt, diese Verschränkung *beider* Zeichenhandlungen, die letztlich eine Stabilisierung des immersiven Modus zur Bildzeichenhandlung einerseits und zur Ablösung sprachlicher Zeichen vom strikten Bezug auf die Äußerungssituation andererseits ermöglicht.

Da wir für das Begriffsfeld der Wesen mit initialer Kontextbildung bereits die semiotische Triangulation in Anspruch genommen haben, können wir ohne Beschränkung der Allgemeinheit davon ausgehen, dass auch die syntaktisch gegliederten, selbstreferentiellen, intersubjektiv kontrollierten ästhetischen Produktions-/Rezeptions-Situationen, wie M. Vogel (2001: § 4.2.2.3) sie herausgearbeitet hat, bei den betrachteten Wesen gegeben sind. Im Sinne eines Spiels sind Wesen, die unter diesen Begriff fallen, also in der Lage, sich gegenseitig Variationen komplexer Verhaltensweisen vorzuführen, deren Sinn noch nicht jenseits der sozialen Handlung selbst und den darin gegebenen Variationsmöglichkeiten liegt.³²

Des weiteren können wir annehmen, dass auch das kommunikative Handeln mit Sachbezug bei den Wesen im Gedankenexperiment über das Stadium einfacher Signale hinausgehen kann und subordinierend koordinierte Verweise auf mehrere Eigenschaftsdimensionen an gegenwärtigen (Prä-)Objekten artikuliert werden können, wie Arno Ros (1979: 77f.) erläutert hat. Es können also – nach wie vor strikt situationsgebundene – Vorformen der Differenzierung einer Äußerung in nominatorische und prädikatorische Anteile auftreten, die sich gleichwohl nur auf aktuell (im Fall einer Täuschung auch nur scheinbar) Wahrgenommenes beziehen³³ (analog etwa zu: »(etwas) Rundes ist (hier), das (zugleich) glänzend ist« und »das Runde (hier) (das gerade noch glänzend war) glänzt (jetzt) nicht (mehr)«).³⁴ Dabei liegt es nahe, dass die gesteigerte Fähigkeit zur spielerischen Nutzung syntaktisch komplexer Interaktionen auch zum Ausdruck der gewachsenen Differenzierungen der Kommunikationsmöglichkeiten angewendet wird.³⁵

Übertragen auf die Situation der initialen Kontextbildung können wir also durchaus davon ausgehen, dass nicht nur ein monolithisches Signal im Sinne der oben erwähnten einfach klassifikatorischen Warnrufe relativ zu dem Ähnlichkeitsträger verwendet wird, sondern ein syntaktisch bereits gegliedertes Zeichen, das, obschon an die aktuelle Situation gekettet, zudem

³² Im Übrigen ist auf diese Weise gegeben, dass nicht notwendig auf eine vorgefundene Umweltformation als Ähnlichkeitsträger gewartet werden muß: Eine im Verlauf einer solchen Variationsreihe erzeugte Formation mag ebenfalls als Auslöser eines dezeptiven Modus geeignet sein. Sie steht damit am Anfang der Genese der Fähigkeit, selbst Bildträger mit Absicht zu erzeugen.

³³ Wegen der unauflöslichen Bindung an die jeweilige Äußerungssituation bleiben derartig syntaktisch gegliederten Zeichen mit subordinierten Inhaltsspielräumen Quasiprädikationen im Sinne Tugendhats (1976: §§ 13 & 19).

³⁴ Die in Klammern gesetzten Äußerungsteile sind nur der besseren Verständlichkeit wegen angegeben – auf der angenommenen Kommunikationsstufe sind ihre Äquivalente tatsächlich noch nicht möglich.

³⁵ Mithin ist denkbar, dass eine zunächst unabhängig von dem Teile der Umgebung darstellenden Kommunikationsverhalten gebildete, nämlich im sozialen Spiel etablierte Syntax nachträglich in den Dienst der kommunikativen Darstellungsfunktion genommen wird.

den Vorläufer einer funktionalen Differenzierung in nominatorische und prädikatorische Aspekte aufweist. Wesentlich ist hierbei, dass damit in der Situation der initialen Kontextbildung *mehrere* Vorkommen eines unter denselben Typus fallenden Gegenstands (»etwas Rundes«) mit verschiedenen Ausprägungen in einer subordinierten Eigenschaftsdimension (»glänzend«/»nicht-glänzend«) als in zweierlei Situationen einander kommunikativ gegenübergestellt werden können. Die gemeinsame *Identifizierung* als Erscheinungsweisen *eines* Gegenstands ist dabei die Kehrseite der gemeinsamen *Differenzierung* in *verschiedene* Kontexte.

Damit ergibt sich der Bildgebrauch als abhängig von einer komplexen und potentiell offenen Folge von abwechselnden Zeichenverwendungen mit jeweils tatsächlich *drei* Komponenten: (i) der Ostentation gegenüber dem Ähnlichkeitsträger als piktoriale Kontextbildung, (ii) der syntaktisch bereits differenzierten Quasiprädikation (als Indikation) und (iii) der Immersionsmarkierung durch das Spielgesicht im Wechsel mit einer variierenden syntaktisch differenzierten Quasiprädikation relativ zu einem tatsächlich anwesenden entsprechenden Gegenstand, die ohne Immersionsmarkierung geäußert wird. Das Äußerungsspiel, dass sich damit spielen läßt, indem zwei Kommunikationspartner einander mal die eine, mal die andere Erscheinungsform – einmal mit Immersionsmarkierung und der einen subordinierten Eigenschaft, einmal ohne Spielgesicht und mit der anderen subordinierten Eigenschaft – signalisieren, bildet die dialogische Grundlage, auf der Kontextbildung und Objektkonstitution kommunikativ stabilisiert und damit echter Bildgebrauch *und* voll-propositionale Sprache möglich werden.

4.2 Kontextbildung ohne wahrnehmungsnahes Medium

Bleibt die Frage, wie die nach wie vor gegebene Fixierung der Fähigkeit zur Kontextbildung auf einen *anwesenden* Ähnlichkeitsträger – nun zum echten Bildträger geworden – aufgehoben werden kann, so dass auch rein logische Kontextbildungen begrifflich rekonstruiert wären: Wie kann, mit anderen Worten, eine Ostentation relativ zu der lokal gar nicht adäquat durchführbaren Indikation auf eine nicht einmal täuschend-stellvertretend präsente Situation – ohne Beteiligung eines wahrnehmungsnahen Zeichens – erreicht werden? Es ist ja der faktisch gegenwärtige Ähnlichkeitsträger, der es überhaupt erst möglich gemacht hat, die Kontextbildung als intersubjektives Unternehmen begrifflich einzuführen.

Könnte diese Fähigkeit wiederum durch eine Art ostentative Selbsttäuschung erklärt werden? Die Selbstdarstellung als ein Wesen, das sich relativ zur *tatsächlichen* Situation *inadäquat* darstellt, ist bereits in der Situation der initialen Kontextbildung ein essentieller Bestandteil. Im Fall der rein logischen Kontextbildung wäre eine doppelte solche Selbstdarstellung denkbar: Sich darstellen als ein Wesen, das sich über die Anwesenheit eines wahr-

nehmungsnahen Zeichens in der tatsächlichen Kommunikationssituation täuscht – mit allen Auswirkungen, die das auf seinen Leib und den damit gegebenen Wahrnehmungs- und Ausdrucksvermögen bis hin zur empirischen Kontextbildung in einer Kommunikationsdyade hat; das sich, kurz gesagt, inadäquater Weise so verhält, als wäre es in einer Situation der initialen Kontextbildung (vgl. Abb. 3).

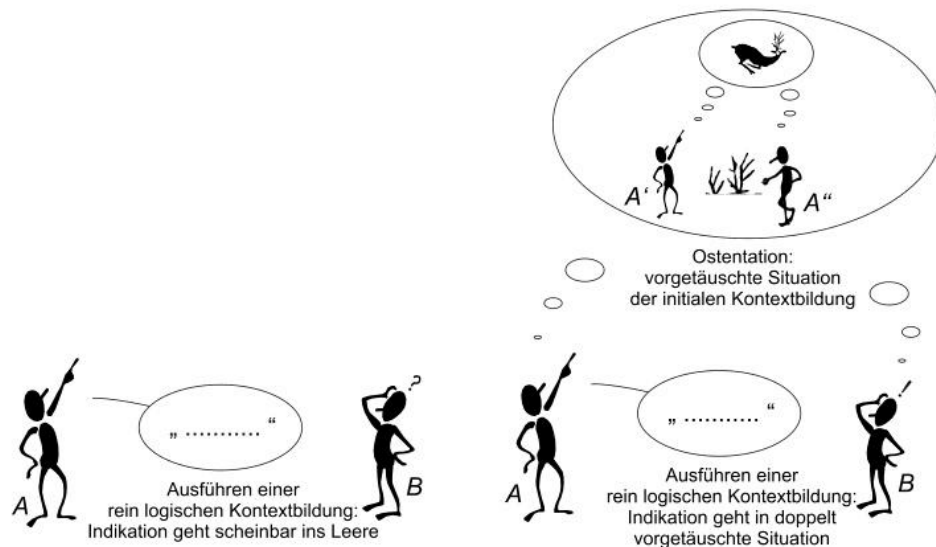


Abb. 3:
Indikation und Ostentation bei rein logischer Kontextbildung
Die »Denkblasen« sind wieder als graphische Verkürzungen handlungstheoretischer Dispositionen zu verstehen.

Die Vermittlung in diesem zweiten Gedankenexperiment – der »Ähnlichkeitsträger«, an dem nun die Täuschung festgemacht wird – ist nichts anderes als das Wesen selbst, das sich auch für sich selbst »so ähnlich verhält« wie ein Wesen, das sich tatsächlich in einer Situation empirischer Kontextbildung befindet. So, wie zuvor ein – ursprünglich in einem Signal benutztes – Verhalten, ausgelöst von einem tatsächlich anwesenden Gegenstand, auf eine *andere*, äußere Realität ausgerichtet wird, so richtete sich nun, ausgelöst von der tatsächlich wirksamen Selbstvergegenwärtigung körperlicher und psychischer Zustände, das Zeichenverhalten auf eine *andere*, »innere« Realität: die nämlich als eine körperliche Selbstvergegenwärtigung der eigenen Zustände für eine andere Verwechslungssituation – der Situation der zugehörigen initialen Kontextbildung mit einem passenden Ähnlichkeitsträger – zu charakterisieren wäre. Das Gedankenexperiment liefert also tatsächlich eine mögliche Erklärung einer von der Anwesenheit eines wahrnehmungsnahen Zeichens unabhängigen, nicht-empirischen, d.h. einer nun rein logischen Form der Kontextbildung. Das benötigte wahrnehmungsnahе Zeichen wandert gewissermaßen mit einer verinnerlichten Ostentation *in* das kontextbildende We-

sen selbst. Dieses wird sich – verkürzt gesprochen – selbst zum ›Bild‹.³⁶ Das kommunikative Gegenüber muß wiederum aus dem situativ zwar inadäquaten, aber mit einer Situation der initialen Kontextbildung kompatiblen und in sich schlüssigen komplexen Kommunikationsverhalten erschließen, dass der so Kommunizierende ihm gegenüber gerade eine Kontextbildung ohne stützendes wahrnehmungsnahes Zeichen vollziehen will, wobei es im Wesentlichen selbst eine entsprechende Selbstdarstellung mit scheinbarer (›innerer‹) piktorialer Kontextbildung nachvollzieht.

4.3 Die Fähigkeit, sich etwas visuell vorzustellen

Interessanter Weise kommen Menschen, die an einer rein sprachlichen Kontextbildung beteiligt sind, in *Erklärungen* ihrer Kommunikationshandlungen häufig auf ihr Vorstellungsvermögen zu sprechen. Sie reden sogar davon, ›innere Bilder‹ zu benutzen, welche als Fundament der sprachlichen Kontextbildung dienen. Der sprachliche Verweis auf ein rein hypothetisch angesetztes Bild – »im mentalen Bild, das ich gerade vor meinem inneren Auge habe, (... ist dies und das der Fall ...)« – scheint ähnlich zu funktionieren wie die sekundären verbalen Kontextbildungen durch Verweis auf ein (abwesendes) wahrnehmungsnahes Zeichen – »in Caravaggios Bild ›Bacchus‹ (... ist dies und das der Fall...)«.

Nur kann es sich dabei nicht um etwas handeln, das tatsächlich unter den Begriff ›Bild‹ in dem Sinne, wie er in Abschnitt 3 näher bestimmt wurde, fällt. Jedenfalls läßt sich kein materieller (oder apparativer) Bildträger zuordnen, der mehreren Bildnutzern in einer gemeinsamen Zeichenhandlung zugänglich wäre. Der zentrale Punkt der interindividuellen Verfügbarkeit wird hier ausdrücklich ausgeschlossen. Aus diesem Grund bevorzugen wir die in dieser Hinsicht weniger problematische Rede vom ›visuellen Vorstellungsvermögen‹ gegenüber der vom ›Haben mentaler Bilder‹.³⁷

Dass sich jemand etwas visuell vorstellt, erfahren wir dadurch, dass jene Person uns gegenüber *davon spricht*. Sie stellt sich dar – und zwar auch sich selbst gegenüber – als jemand, der etwas visuell wahrnimmt und sich entsprechend verhält, obwohl es nicht gegenwärtig ist. Sie stellt sich etwa dar als eine Person, die die Front ihres Wohnhauses sieht und dabei die Fenster zählt, obwohl diese Front gerade gar nicht gesehen werden kann – ähnlich also der Situation, in der sie ein entsprechendes Bild des Hauses verwendet; nur gibt es im aktuellen Verhaltenskontext keinen zugehörigen Bildträger. Oder es handelt sich um jemanden, der einer Fußball-Live-Reportage im Radio zuhört und sich die sportlichen Ereignisse ›vor Augen führt‹: der sich also

³⁶ Beltings Bildanthropologie (2001) hat dieses Moment, wenn auch nicht in begriffsgenetischem Zusammenhang, verdeutlicht.

³⁷ Es wäre ein allzu offensichtlicher Reifizierungsfehler, wenn man von einem Handlungsaspekten erläuternden Begriff, der statt durch »sich etwas visuell vorstellen« manchmal auch durch die Phrase »ein mentales Bild von etwas haben« ausgedrückt wird, einfach zur empirischen Untersuchung einer Gegenstandssorte »mentale Bilder« überginge; eine der vielen Verhexungen unseres Verstandes durch bestimmte Aspekte unserer Sprache.

– für sich selbst – darstellt als jemand, der jenem Geschehen wahrnehmend beiwohnt und nicht bloß einen situativ rein logisch verankerten sprachlichen Bericht davon bekommt (vgl. SCHIRRA 1995). Man mag also, zumindest angesichts der beiden Beispielsituationen, durchaus annehmen, dass es die Situation einer piktorial-empirischen Kontextbildung ist, in der sich zu befinden jene Person durch ihr sprachliches Verhalten vortäuscht, wenn sie von ihrem Vorstellungsvermögen redet.

Die Fähigkeit, sich etwas anschaulich vorzustellen, tritt also als ein Begriff auf, mit dessen Hilfe Aspekte einer reflexiven Kommunikation unterschieden werden: Jemand stellt sich *sich selbst gegenüber* dar als ein Wesen mit bestimmten Handlungsperspektiven. Dabei wird auf diese Selbstdarstellung verwiesen, um verständlich zu machen, weshalb eine Kontextbildung ohne anwesenden Ähnlichkeitsträger erster Stufe bewerkstelligt werden kann. Es geht also weniger darum, dass die scheinbare Bildwahrnehmung ein primäres Ereignis ist, dem – kontingenter Weise – eine Erläuterung folgt. Vielmehr tritt die vorgetäuschte Darstellung einer Bildwahrnehmung nur zu dem Zweck der Erläuterung des Funktionierens rein logischer Kontextbildungen überhaupt auf – sowohl anderen wie sich selbst gegenüber. Auch hierbei ist die reflexive Selbstvergegenwärtigung eigentlich abgeleitet von einer Selbstdarstellung einem anderen gegenüber.

Wer sich etwas anschaulich vorstellt, stellt sich mithin nicht nur als jemand dar, der eine entsprechende piktorale Kontextbildung vortäuscht: Seine Ostentation ist vielmehr auf die Situation der *initialen* Kontextbildung gerichtet und damit auf eine Erläuterung im Sinne einer Begriffsgenese, wie es zur Fähigkeit der Kontextbildung gekommen ist. Ist dieses Erklärungsschema erst einmal etabliert, kann es als ein Bezugspunkt für logische Kontextbildungen auch für den Fall dienen, in dem tatsächlich gar kein visuelles Vorstellungsvermögen – keine komplexe reflexive Ostentation mit vorge-täuschter initialer Kontextbildung – verwendet wird.

Diese »referentielle Grundierung« der logischen Kontextbildung löst dabei in gewisser Weise auch das in Abschnitt 2.3 erwähnte Referenzproblem: Werden in der bewusstseinstheoretisch orientierten Kognitionswissenschaft mentale Bilder noch als spezielle geistige Entitäten betrachtet, die an Stelle von nicht-vorhandenen Perzeptionen eine referentielle Verankerung sprachlicher Ausdrücke »in der Welt« übernehmen sollen, falls über in der Äußerungssituation Abwesendes (etwa *x*) geredet wird, so verschiebt sich der Fokus im handlungstheoretisch-begriffsgenetisch verstandenen Begriff des »Habens mentaler Bilder von *x*« bzw. besser: der »Fähigkeit, sich *x* visuell vorstellen zu können« darauf, die Fähigkeit zur rein logischen Kontextbildung zu rekapitulieren. Es geht dabei also gar nicht um eine unmittelbare Beziehung zwischen Sprache und außersprachlicher Bedeutung, sondern vielmehr um die Form der Erläuterung einer solchen Beziehung als Aspekte komplexer Kommunikationshandlungen.

Bei genauerem Hinsehen wird der Zusammenhang zwischen Vorstellungsvermögen und Kontextbildung im Übrigen auch grammatisch deutlich.

Dabei scheinen die beiden Arten von »sich x vorstellen« zunächst auf andere Zeichenfunktionen hinzuweisen: Während die propositionale Form »sich visuell vorstellen, dass p « – etwa »sich visuell vorstellen, dass die Königin von Großbritannien kahl sei« – auf die verinnerlichte Selbstdarstellung analog zum Gebrauch einer auf Visuelles bezogenen Aussage zu funktionieren scheint, evoziert die substantivische Form »sich n visuell vorstellen« – etwa »sich den Präsidenten der französischen Republik visuell vorstellen« die Selbstdarstellung als jemand, der eine verinnerlichte Nomination vollzieht. Allerdings sollte klar sein, dass sowohl Nomination wie Proposition auch bei verinnerlichter Verwendung ohne Kontextbezug nicht funktionieren können.³⁸ Ein Gegenstand tritt uns konkret nie isoliert, sondern stets als Teil bestimmter Kontexte in Erscheinung, so dass es bei der substantivischen Form nur darum gehen kann, sich einen Kontext mit jenem Gegenstand vorzustellen. Auch eine Proposition kann nicht abgetrennt von einer Situation betrachtet werden, in der etwa die jeweiligen Implikaturen und Präsuppositionen ebenfalls gelten. Auch hier markiert das Zuschreiben einer visuellen Vorstellung also letztlich das Etablieren eines Kontextes, in dem jene Proposition gilt.

5. Resümee

Die anthropologische Funktion von wahrnehmungsnahen Zeichen – allen voran von Bildern – liegt, so haben die beiden Gedankenexperimente nahe gelegt, in der Vermittlung des Begriffs der Fähigkeit zur Kontextbildung. Dabei geht es nicht um eine empirische Bestimmung des prähistorischen Geschehens, sondern um das auf unsere Unterscheidungsgewohnheiten gerichtete Verstehen dessen, was alles mit dem Begriff einer Kompetenz zu kommunikativem Verhalten, mit dem der gemeinsame Interessenfokus auf eine abwesende Situation ausgerichtet werden kann, vorausgesetzt werden muß und welche Begriffe den einzuführenden Begriff selbst bereits voraussetzen.

Diese Funktion der Bilder beruht wesentlich darauf, dass die beiden beim Kommunizieren notwendig involvierten Arten des Zeigens bei Bildkommunikation in einem besonderen Verhältnis zueinander stehen: Wie bei den einfacheren sachbezüglichen Interaktionen orientiert sich nämlich das Verhalten der beiden Interaktionspartner gleichermaßen an aktuell Wahrnehmbarem. Allerdings handelt es sich dabei um eine Wahrnehmung im dezeptiven Modus – im Zustand der Täuschung. In der Bildverwendung ist diese – in der Situation eigentlich inadäquate – Indikation aber durch eine ostentative Selbstdarstellung des Bildverwenders als ein sich bewusst Täuschender

³⁸ Abgesehen davon zeigen bereits leichte Variationen der Beispielsätze, dass eine strikte Interpretation als Nomination oder Proposition ohnehin nicht tragfähig ist: »sich einen Apfel visuell vorstellen« und »sich visuell vorstellen, dass der König von Frankreich kahl sei«. Im ersten Fall handelt es sich nicht um eine Nomination, sondern um eine verkappte Existenzaussage, im zweiten um eine Proposition mit unspezifisch-fiktivem Gehalt. Beide sind wesentlich besser als Verweise auf vorgetäuschte empirische Kontextbildungen zu begreifen.

kommunikativ nutzbar gemacht: Statt einer unbewussten Täuschung zu erliegen wird nun im immersiven Modus ein Fall von Ähnlichkeit erkannt.

Begriffsgenetisch wird der Boden für eine potentiell intersubjektive Kontextbildung im immersiven Modus – d.h. eine initiale Kontextbildung mit Hilfe eines Ähnlichkeitsträgers – durch eine doppelte semiotische Triangulation bereitet, wie sie nur relativ zu den zwei möglichen Reaktionen auf ein in dezeptivem Modus geäußertes Signal erfolgen kann: Im Bildgebrauch müssen die Verhaltensweisen sowohl auf den Bildträger wie auf den Bildinhalt miteinander in Beziehung stehen. Doch erst die Einbettung solcher ersten pikturalen Kontextbildungen in weitere komplexe quasi-propositionale Zeichenhandlungen stabilisiert den gemeinsamen Zugang der beiden Kommunikationspartner zu einer abwesenden Situation und eröffnet zugleich den Weg zu einer echt propositionalen Kommunikation sowie zum Umgang mit individuierten persistenten (sortalen) Gegenständen.

Die anthropologische Rolle der Bilder ist allerdings nicht auf die initiale Kontextbildung – die begriffliche Einführung der Kontextbildung in Gegenwart eines Ähnlichkeitsträgers – beschränkt. Auch die Fähigkeit zu rein logischen Kontextbildungen hängt letztlich am Bildbegriff: Denn es ist eine selbst-täuschende Vergegenwärtigung der Situation der initialen Kontextbildung, auf die zur Erklärung einer nicht durch einen täuschenden Gegenstand ausgelösten Kontextbildung verweist, wer einer Person (auch sich selbst) den Gebrauch des (visuellen) Vorstellungsvermögens im Zusammenhang mit der Verwendung einer rein logischen (sprachlichen) Kontextbildung zuschreibt. Auf diese Weise macht man in einer Situation, in der eigentlich keine andere Beziehung zu der gemeinten nicht-anwesenden Situation besteht, auf die begriffsgenetische Rekonstruktion des Begriffsfeldes von Wesen, die die Fähigkeit zur Kontextbildung durch Bildgebrauch besitzen, aufmerksam: Obwohl keine Bilder beteiligt sind, reden wir dann unser Verhalten erläuternd häufig von ›inneren Bildern‹, die wir hätten.

Gleichsam als ›Geburt der Kontextbildung aus dem Geist des Bildes‹ stellt die philosophische Betrachtung somit den Bildbegriff an den entscheidenden anthropologischen Wendepunkt neben den Sprachbegriff: Denn ohne Bildkompetenz wäre keine Befreiung aus den Bedingungen des Hier und Jetzt der je aktuellen Verhaltenssituationen zu erreichen. Der Ursprung des Bildes ist der Ursprung des Menschen.

Literatur

BELTING, HANS: *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*. München [Fink] 2001

DAVIDSON, DONALD: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford [Clarendon Press] 2001

- DAVIDSON, IAIN; WILLIAM NOBLE: The Archaeology of Perception. Traces of Depiction and Language. In: *Current Anthropology*, 30, 1989, S. 125-155
- EIBL-EIBLSFELD, IRENÄUS: *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie*. 3. Auflage. Weyarn [Seehamer] 1997
- GOODMAN, NELSON: *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*. Indianapolis [Bobbs-Merill] 1968
- LAKOFF, GEORGE: The Invariance Hypothesis: Is Abstract Reason Based on Image-Schemas? In: *Cognitive Linguistics*, 1, 1990, S. 39-74
- LORENZ, KUNO: *Einführung in die philosophische Anthropologie*. Darmstadt [WBD] 1990
- MEAD, GEORGE HERBERT: *Mind, Self, and Society*. Chicago [U of Chicago P] 1934
- NOBLE, WILLIAM; IAIN DAVIDSON: *Human Evolution, Language, and Mind. A Psychological and Archaeological Inquiry*. Cambridge [Cambridge UP] 1996
- PLESSNER, HELMUTH: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin [Götschen] 1928
- PLINIUS SECUNDUS D.Ä.: *Naturkunde (Naturalis Historiae)*. Lat.-dt. Buch XXXV: *Farben, Malerei, Plastik*. Herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler. 2., überarbeitete Auflage. Düsseldorf [Artemis & Winkler] 1977
- ROS, ARNO: *Objektkonstitution und elementare Sprachhandlungsbegriffe*. Königstein Ts. [Hain] 1979
- ROS, ARNO: Was ist Philosophie? In: RAATZSCH, RICHARD (Hrsg.): *Philosophieren über Philosophie*. Leipzig [Leipziger Universitätsverlag] 1999, S. 36–58
- ROS, ARNO: *Materie und Geist. Eine philosophische Untersuchung*. Paderborn [Mentis] 2005
- SACHS-HOMBACH, KLAUS: *Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*. Köln [Halem] 2003
- SCHIRRA, JÖRG R.J.: Understanding Radio Broadcasts On Soccer: The Concept »Mental Image« and its Use in Spatial Reasoning. In: SACHS-HOMBACH, KLAUS (Hrsg.): *Bilder im Geiste: Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktoraler Repräsentationen*. Amsterdam [Rodopi] 1995, S. 107-136
- SCHIRRA, JÖRG R.J.: *Foundation of Computational Visualistics*. Wiesbaden [DUV] 2005
- SCHIRRA, JÖRG R.J.; KLAUS SACHS-HOMBACH: Fähigkeiten zum Bild- und Sprachgebrauch. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 54, 2006, S. 887-905
- SCHIRRA, JÖRG R.J.; MARTIN SCHOLZ: Zwei Skizzen zum Begriff »Photorealismus« in der Computergraphik. In: SACHS-HOMBACH, KLAUS; KLAUS REHKÄMPER (Hrsg.): *Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung. Interdisziplinäre Beiträge zur Bildwissenschaft*. Wiesbaden [DUV] 1998, S. 69-79

- TUGENDHAT, ERNST: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 1976
- VARELA, FRANCISCO J.; EVAN THOMPSON; ELEANOR ROSCH: *The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience*. Cambridge, MA [MIT Press] 1991
- VOGEL, MATTHIAS: *Medien der Vernunft. Eine Theorie des Geistes und der Rationalität auf Grundlage einer Theorie der Medien*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 2001
- WHEELER, MICHAEL: *Reconstructing the Cognitive World. The Next Step*. Cambridge, MA [MIT Press] 2005
- WIESING, LAMBERT: Medienphilosophie des Bildes. In: SANDBOTHE, MICHAEL; LUDWIG NAGL (Hrsg.): *Systematische Medienphilosophie*. Berlin [Akademie] 2005, S. 147-162
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Tractatus logico-philosophicus*. London [Kegan Paul] 1922

Zsuzsanna Kondor

Representations and Cognitive Evolution. Towards an Anthropology of Pictorial Representation

Abstract

Im vorliegenden Beitrag werde ich für die Möglichkeit einer evolutionären Anthropologie des Bildes argumentieren. Ich werde mich dabei einerseits auf den Begriff der kognitiven Evolution Merlin Donalds stützen und auf der anderen Seite auf den Enaktivismus. Die beiden Ansätze können insofern als divergent betrachtet werden, als Donalds Theorie auf der Evolution repräsentationaler Fähigkeiten basiert, während Enaktivismus (sowohl in konservativer als auch in radikaler Perspektive) die Notwendigkeit mentaler Repräsentationen mindestens in bestimmten Fällen anzweifelt. Doch diese Divergenz führt, wie ich zeigen möchte, nicht in einen Widerspruch, vielmehr erhellen beide die Bedeutung des extrakraniellen Kontexts sowie der Darstellungstechniken, die Ideen, Ängste usw. manifestieren. Zunächst werde ich den speziellen Charakter eines Bildes, das als ein Bild von etwas konstruiert ist, erläutern; dann werde ich die notwendigen kognitiven Fähigkeiten der Wahrnehmung und Darstellung besprechen und schließlich die Bedeutung bildlicher Darstellung für die kognitive Evolution nachweisen.

In this paper I will argue for the possibility of a kind of evolutionary anthropology of images. I will rely on the notion of cognitive evolution as Merlin Donald construed it, on the one hand, and on the enactive account of vision, on the other hand. The two approaches can be seen as divergent, since the Donaldian theory is based on the evolution of representational capabilities,

while enactivism (both conservative and radical wings) challenges the necessity of mental representation, at least in certain cases. But, as I suggest, this divergence does not lead to a contradiction, rather both illuminate the importance of the extra-cranial context, and the importance of the representational techniques that make ideas, fears, etc. manifest. I will begin by outlining the special character of the image construed as the picture of something; then I will review the necessary cognitive capabilities of perception and depiction, and finally account for the role of pictorial representation in cognitive evolution.

1. The Riddle of Images

According to a widely accepted conception, »an image cannot be seen *as such* without the paradoxical trick of consciousness, an ability to see something as ›there‹ and ›not there‹ at the same time« (MITCHELL 1987: 17); or as Belting formulated the same idea in a rather enigmatic way, »what an image is: the *presence of an absence*« (BELTING 2005).

This paradox ascribed to images is based on the triad of the vehicle (the physical picture), the pictorial subject (the subject of pictorial representation), and the pictorial image (that represents its subject), and relates to the mostly implicit consideration of images as based on similarity or convention. First, I will attempt to show how the distinction of the elements of this triad relate to representationalism, and then focus on similarity.

Evan Thompson epitomizes the special character of picture-viewing with the help of the three distinct elements of a picture of something. As he put it,

The physical picture is present to perception, while the absent pictorial subject is represented, brought to presence by the pictorial image. In viewing and appreciating a picture, we are interested mainly in neither the physical picture nor the pictorial subject as such, but rather in the pictorial image that appears in the physical picture and represents the pictorial subject. (THOMPSON 2007: 288)

Thompson, with the help of the phenomenological distinction between the intentional act of presentation and re-presentation (THOMPSON 2007: 25f.), characterizes the main differences between perception, imagining, and picture viewing. According to this distinction, perceptual experience is always presentational (the subject of the experience is present), while remembering and imagination are re-presentational, since their subject is not present phenomenally. That is, re-presentational experience, though related to presentational experiences, is determined by the absence of its subject. Either we try remembering a face (and/or scenery), or by imagining it we represent it, even if we rely on earlier presentational experiences.

Even though we can, with the help of the conceptual distinction between the intentional act of presentation and re-presentation, nicely define

the distinctive features of the abovementioned activities,¹ this does not help us in understanding how these engagements necessitate and facilitate each other. Moreover, the given description of picture-viewing clearly performs the dualism of form and content, and therefore suggests the possibility of their separation. As James, Wittgenstein, and Merleau-Ponty² declared, we have no ground for distinguishing pain or a thought from its expression. Can we see a pictorial image without its vehicle?

Consider what it is that we recall when we try to remember Vermeer's *Girl with a Pearl Earring*: the girl (the subject of the pictorial image), the pictorial image, or the painting in its corporeality? How it is possible to identify one's intentions without the expression of them with either movements, gestures, a change of facial expression, or with words? As Arnheim quite explicitly states, »[n]either the formal pattern, nor the subject matter is the final content of the work of art. Both are instruments of artistic form. They serve to give body to an invisible universal« (ARNHEIM 1974: 461). That is, in the case of works of art, both the subject of the pictorial image and the pictorial image itself serve the purpose of expressing an idea.

The dualism of form and content is, I believe, rooted in representationalism, since it suggests from the very beginning (at least from Descartes) that representations are the mediators between the physical world and mental activity. Similarly, in the course of the imagery debate from the 1970's, descriptivism asserts that mental representations have a propositional structure, while pictorialism (the opposite pole) suggests mental representations are depictive. If we conceive mental representations either as being symbol manipulation in accordance with certain rules, or pictorial items in consciousness, the floor is open for a fallacy, namely believing that mental representations can be considered as either propositional or pictorial. In the case of pictorialism, as Thompson recalls Sartre's criticism, »an image is nothing other than a relation«. That is, »a mental image properly understood is not a content contained in consciousness; rather, it is a dynamic and relational act of consciousness« (THOMPSON 2007: 301).

Regarding mental images, many claim that these mental phenomena are pictorial in consciousness as well; but it is rather the »illusion of immanence« as Sartre coined this kind of fallacy (THOMPSON 2007: 300f.). On the basis of these phenomenological considerations, and taking into account motor skills, the enactive approach³ suggests bodily skills and perception are inseparable, and thus provides an alternative for representationalism (be it

¹ For further details, see THOMPSON 2007: 287ff.

² See JAMES 1884: 189, WITTGENSTEIN 1958: 41f., and MERLEAU-PONTY 2008: 209ff.

³ Enactivism has far-reaching roots in the history of philosophy (however, some of them are almost non-referred), closely relates to cognitive psychology, and interestingly, combines in a promising way some suggestions of so-called continental philosophy with the conceptual framework of the philosophy of mind. In 1991 F.J. Valera, E. Thompson and E. Rosch proposed »as a name the term enactive to emphasize the growing conviction that cognition is not the representation of a pregiven world by a pregiven mind but is rather the enactment of a world and a mind on the basis of a history of a variety of actions that a being in the world performs« (VARELA/THOMPSON/ROSCH 1991: 9).

either descriptive or pictorial), a promising way to bridge the gap between the world and consciousness.

I suggest considering resemblance and convention as being conflicting characteristics of pictorial representation (as compared to linguistic symbols), which is possible when we ignore the expressive medium and open the floor to the abovementioned fallacy. Most pictorialists suggest linguistic symbols are conventional, while pictures are based on similarity. But defining what similarity consists of seems to be a hard nut to crack. Kristóf Nyíri, on the basis of Gombrich's considerations, suggests »[r]esemblance *is* selective equivalence« (NYÍRI 2011: 17). This apparently apt formulation leads us to a great deal of difficulty. Granted, in the case of geometry this definition works very well because we can work with well-defined axioms and definitions and even among theoretical entities. Two triangles are similar if their corresponding angles are equal, and their corresponding sides are proportional. (Of course, one of the conditions automatically implies the other.) But in everyday life, we do not exclusively face clear-cut cases. We can recognize emoticons and pictograms on the basis of similarity; we can see similarity between a dog and its keeper, or two persons, between animate and inanimate beings, etc. Since the notion of equivalence is much more demanding, numerous questions arise: Can we give a list of equal items in each case? Or examined from another angle: can equal features provide sufficient ground for similarity? Is there a definite number of identical/equivalent features required to see two things as being similar? The list can continue, but my main concern is whether we can define equal features in the course of recognizing similarity when this process relates to presentational, representational, and motor skills. That is, I would say that since the recognition of resemblances is based not exclusively on visual capabilities, but is rather also related to motor activity and other modalities, then resemblance construed as selective equivalence may lead us astray. How can we talk about equivalence when we speak of different kinds of related capabilities? If we accept that visual perception and motor engagement are inseparable, analogy seems to be a more appropriate candidate. When we apprehend the ambient world, we rely on earlier experiences, and while utilizing them we act upon this world with the help of different motor skills.

As Harald Høffding suggested, Kant's essential invention was the introduction of analogy, *i.e.* »likeness of the relations of different phenomena, not likeness of single qualities« (HØFFDING 1905: 200). Analogy opens up a new horizon in theorizing. Although we do not gain much regarding what similarity consists of, with the introduction of analogy, as opposed to the requirement of equivalence, the difficulty raised by the demand of relating different kinds is eliminated. (I have in mind the antinomic situation when we need to talk about different things in terms of identical features.) How can a physical and a mental image have identical features when they are different in kind? I believe analogy and the exclusion of the »illusion of immanence« provide an appropriate ground for the understanding of how images work regarding

both perception and depiction. As Kant introduced analogy and underscored that a schema is not identical with an image, it became possible to anchor mental activities in the physical, flesh and blood world.

2. Visual Perception and Pictorial Representation

Considered through the lens of Gestalt psychology, picture-viewing and pictorial depiction are based on the same ground, though the capability of depiction requires some additional knowledge, *viz.* the knowledge of the underlying structure of the perceived effect.

As Thompson suggests, in the case of picture-viewing we focus on the pictorial image. However, with a work of art or a piece of scientific visualization, this focus is inseparable from the pictorial subject, *i.e.* the idea/intention of the artist or the mutation of the investigated organ. On the one hand, I believe the elements of the triad on the basis of the importance of the context; on the other hand, because pictorial representations are objectifications of certain thought processes, and accordingly, their appearance heavily depends on the scope and limits of their vehicle, the elements of the abovementioned triad can hardly be isolated even within the framework of theorizing. But instead of getting ahead of myself, first I will attempt to clarify the peculiarities of the apprehension of a picture of something.

Pictures are representations, or more precisely objectifications, as they are accessible to others. Since they represent something, they can be considered as symbols. The working definition of a symbol is very akin to the riddle of images. In accordance with the general view, the psychologist Judy S. DeLoache suggests »a symbol is something that someone intends to represent something other than itself« (DELOACHE 2004: 66). Many things can be a symbol, as symbolic competence evolves from »general symbolic ability«, and relates to intentionality. Young children, when focusing on a symbol itself, may encounter difficulties: it turns out that the more appealing and conspicuous an object is, the more difficult it is to consider as other than itself, and having physical contact with an object also increases the difficulty of using it as a symbol. Taking pictures as symbols into account, although pictures have a unique characteristic, *viz.* they are unavoidably perspectival⁴, experiments provide evidence that perspective does not play a role in the case of younger children. In one experiment, pictures of tulips taken from above and others from directly in front of the flowers were shown to children. The photos did not seem to differ considerably for children under three years of age; it appears that 3-year-old children do not consider the difference of perspective when the depicted objects are identical (DELOACHE 2004: 69).

⁴ Pictures as being unavoidably perspectival should be considered in a restricted sense, *viz.* with the exception of graphs, diagrams and the like. For more details see CASATI/GIARDINO 2012: forth.

This suggests that motor skills and earlier experiences help us recognize the referent of a symbol with no regard to the perspective from which the pictorial symbol is depicted. This option creates a strange situation: according to anatomical evidence there are two visual pathways that are usually supposed to be attached to different tasks, and the motor component seems to be deeply integrated into the act of visual perception, particularly in case of picture viewing. According to the representational theory of the visual mind, one pathway is devoted to visual percepts in the service of further cognitive processing, and the other is in the service of action (cf. JACOB/JEANNEROD 2003). Though the transit between the two pathways is beyond question, the functional differences seem to provide ground for researchers and philosophers to separate the motor component from visual perception. But enactivism underscores the cooperation between the two capabilities. Valera and his co-authors suggest »sensory and motor processes, perception and action, are fundamentally inseparable in lived cognition. Indeed, the two are not contingently linked in individuals; they have also evolved together« (VARELA/THOMPSON/ROSCHE 1993: 173). Noë goes a bit further when he suggests that »[t]he basis of perception [...] is implicit practical knowledge of the ways movement gives rise to changes in stimulation« (NOË 2004: 8). The anatomic distinction of dorsal (in the service of action) and ventral (dedicated to further processing of what is seen, perceptual representation, identification, etc.) paths is not to be considered either as evidence for or against the enactive approach, since enactivism proposes that any kind of perceptual representation is determined by the applied sensorimotor skills. Noë highlights the importance of motor skills even in the case of observational concepts. Experiencing something as cubical is possible because you possess some practical knowledge according to which you experience a cubic thing »as something whose appearance would vary in precise ways as you move in relation to it, or as it moves in relation to you. You have an implicit practical mastery of these patterns of change« (NOË 2004:117). Similarly, as the DeLoache experiments show, young children recognize highly realistic two-dimensional depictions of three-dimensional objects with the help of their body: they try exploring them with their hands, using them as real objects. This kind of manual exploration starts to decrease after 18 months of age (cf. DELOACHE 2004: 68). That is, the necessary condition of picture-viewing, *viz.* the recognition of a picture as the picture of something, is a capability gained thanks to bodily experiences by motor engagements in ontogeny.

The relation between perception and motor skills is fairly obvious in case of depiction. But this relation reaches beyond the requirements of the fine tuning of movements in the course of creating drawings, paintings, sculptures and the like; perception and depiction are rooted in embodied cognition. As Merleau-Ponty and current conceptual metaphor theory underscore, our concepts are based on our primordial bodily experiences.

[I]f the words »enclose« and »between« have a meaning for us, it is because they derive it from our experience as embodied subjects. In space itself independently of the presence

of a psycho-physical subject, there is no direction, no inside and outside. A space is »enclosed« between the sides of a cube as we are enclosed between the walls of our room. (MERLEAU-PONTY 1962: 236)

The Gestalt laws of perception⁵ and the idea of embodiment provided the ground for revealing the relation between perception and depiction. And while both depiction and perception are rooted in the same bodily experiences, depiction necessitates the knowledge of the representational means.

Arnheim came close to the enactive approach when he considered the perception of shapes as »an eminently active occupation«. As he writes, »in looking at an object, we reach out for it. With an invisible finger we move through the space around us, go out to the distant places things are found, touch them, catch them, scan their surfaces, trace their borders, explore their texture«⁶ (ARNHEIM 1974: 43).

He also suggests considering vision as »a creative activity of the human mind«. It is because »[v]ision deals with the raw material of experience by creating a corresponding pattern of general forms, which are applicable not only to the individual case at hand but to an indeterminate number of other similar cases as well« (ARNHEIM 1974: 46). In visual perception, all our earlier visual experiences play a part. Because we form *perceptual concepts* while perceiving the ambient world, we are able to grasp some »outstanding features of objects« and at the same time notice slight changes. Arnheim argues on the basis of the holistic nature of perception. As his example suggests

⁵ Regarding visual perception, Gestalt psychology recognized some key characteristics of visual perception. There are different groupings of these laws/principles depending on nuances and time period. Attempting to recapitulate the main characteristics, emergence is one of the main principles. Emergence suggests that a thing in our environment is perceived as a whole, all at once, i.e. the recognition of a dog comes not by identifying its parts and then by the composition of these parts, but rather via the recognition of certain patterns. The generative aspect of perception is reification. This means that the experienced percept provides more spatial information than the sensory stimulus. That is, we recognize certain shapes although they have no contours like in the case of a Kanizsa triangle. Multistability of perception refers to a tendency in ambiguous perceptual situations. As in the case of Rubin's heads/vase illusion (1919) the figure (the substantial appearance of an object) and the ground (the general environment of the object) oscillate in accordance with the interpretation. Thanks to invariance, it is possible to recognize simple geometrical objects independently from the perspective we see them in and elastic deformations. According to the law of Prägnanz, we tend to arrange our experience in a manner that is simple, symmetric, regular and orderly. There are six principles of Gestalt perception: proximity, similarity, common fate, good continuation, closure, and symmetry. The principle of proximity/contiguity states that objects closer to each other will be seen as ones belonging together. The principle of similarity asserts that objects which share visible characteristics (such as shape, colour, size, orientation, etc.) will be seen as belonging together. The principle of common fate/uniform destiny captures the idea that movement or function in a similar direction or manner will be perceived as a unit. The principle of good continuation predicts the preference of continuous figures (in case of crossed lines we perceive two lines crossing instead of four meeting at a point). According to good closure we tend to see complete figures despite any missing information, i.e. we tend to organize the visual information to make a whole. The principle of symmetry relates to the figure-ground relationship, as it states that when we perceive objects we tend to perceive them as symmetrical shapes that form around their centre. Thus, symmetrical images are perceived collectively even in the distance and symmetrical areas tend to be seen as figures against the background of asymmetrical background.

⁶ Cf. »My theme ... is the touch-like character of vision itself, by which I mean precisely the fact that vision too is intrinsically active« (NOË 2004: 97).

The minute modifications of muscle tension or skin color that make a face tired or alarmed are quickly observed. The viewer may, however, be unable to pinpoint what has caused the change in overall appearance because the telltale signs fit smoothly into an integrated framework. (ARNHEIM 1974: 44)

That is, we perceive general patterns deeply integrated into the given context, therefore even slight changes can modify the overall structure, and therefore they are easily noticeable. Arnheim distinguishes perceptual and representational concepts. The latter are necessary when in a particular medium the relevant features of a model are to be represented.

[I]mage-making of any kind requires the use of representational concepts. Representational concepts furnish the equivalent, in a particular medium, of the visual concepts one wishes to depict, and they find their external manifestation in the work of the pencil, the brush, the chisel. The formation of representational concepts, more than anything else, distinguishes the artist from the nonartist. (ARNHEIM 1974: 169)

As we can see, representational concepts are rooted in perceptive and motor skills and, importantly, in the recognition of the underlying structure of the perceivable effect on the one hand, and the knowledge of the possibilities and limits of the given expressive medium on the other hand. Young children are capable of recognizing the difference between vertical/horizontal and oblique lines, but only later are able to actually produce the latter. Children's drawings reveal much about the relation of perceptive, depictive and motor skills. Though a straight line is visually the simplest line, the first scribbles are whirl-like »circular path of lines«. Arnheim suggests two reasons for this interesting phenomenon. On the one hand, »the child's arm re-enacted the motion as a gesture during the drawing« (ARNHEIM 1974: 172), and on the other hand, according to the law of simplicity, a circle is the »simplest visual pattern« as it »does not single out any one direction« (ARNHEIM 1974: 175) and moreover, certain anatomic features subserve curved motion.⁷ Experiments suggest the young children favour circles over other shapes (ARNHEIM 1974: 175), and early childhood drawings tend to show humans as round tadpole-like shapes. Of course, these scribbles are not circles in a strict sense, but the result of the child's more or less uncontrolled movements is most similar to circles.

Recent research in the field of developmental psychology has provided evidence that the intention of communication plays an important role in drawings in ontogeny. »The first scribbles of a child are not intended as representation. They are a form of the enjoyable motor activity in which the child exercises his limbs, with the added pleasure of having visible traces« (ARNHEIM 1974: 171). With practice, the schemas become more detailed, and details gain importance when it turns out the drawing can be considered as a representation of something/someone. Four-year-old children do not take into account details that can help when it is important to distinguish a balloon and a lollipop. But

⁷ Arnheim mentions the »lever construction of the human limbs« and the structure of the shoulder joint. The movement by the elbow, the wrist, and the fingers also facilitate rotation. (ARNHEIM 1974: 174f.)

[t]hree- and four-year-olds produced better drawings when they understood that their drawings would be used to communicate to an adult which object to use in a game than when they were just asked to draw the objects. When informed that their drawings had not communicated clearly enough, children of this age subsequently improved them. Thus, having a communicative intent enhanced the children's appreciation of the symbolic function of their drawings. (DELOACHE 2004: 67f.)

The idea of embodiment provides a frame of reference in which perception and depiction are inseparably attached to motor skills; and depictive capability relates to social commitments and necessitates material engagement as it enables expression within a given expressive medium. The necessity of considering the other as an intentional agent, the intention of communication, *i.e.* beyond the joyful activity of drawing, being aimed at sharing some ideas is a necessary condition of pictorial representation in ontogeny.

3. Representations and Material Engagement

The view that sociability is a fundamental characteristic of human nature is widely accepted in the fields of sociology, linguistics, cognitive evolution theories, developmental psychology, etc. In his social brain hypothesis, anthropologist and evolutionary psychologists Robin Dunbar suggests that the size of the neocortex and that of the group correlate.

The social brain hypothesis implies that constraints on group size arise from the information- processing capacity of the primate brain, and that the neocortex plays a major role in this. ...The constraint on group size could be a result of the ability to recognize and interpret visual signals for identifying either individuals or their behavior; limitations on memory for faces; the ability to remember who has a relationship with whom (e.g., all dyadic relationships within the group as a whole); the ability to manipulate information about a set of relationships; and the capacity to process emotional information, particularly with respect to recognizing and acting on cues to other animals' emotional states. (DUNBAR 1998: 184)

That is, taking part in a group's life requires more than just the capability of remembering, it requires additional capacities of information processing. Merlin Donald, in his cognitive evolutionary theory, relies on Dunbar's hypothesis (expressed in earlier writings by him) and goes a bit further when he underscores that new institutions/inventions can extend our brain capacity. He suggests »that the evolution of cognitive structure *at the modular level* might have continued well beyond the point at which physical evolution had stopped«. Cultural patterns have a far-reaching effect on cognition, even »in terms of its fundamental neurological organization« (DONALD 1991: 14). He differentiates three main transitions in phylogeny: a shift from episodic to mimetic, from mimetic to mythical, and finally from mythical to theoretical culture. Each of these changes is a consequence of the emergence of a new

kind of representational skill and there is a concomitant increasing load on biological memory, with the exception of the last change.⁸

Mimetic representation as a supplement to episodic memory yielded the ground for creating a community with special habits and organization, conferring a sense of identity on the members of community. The emergence of linguistic representation, (beside episodic memory and mimetic skills), made the evolution of a framework possible in which mythical constructions could emerge as structuring and orienting potentials within the communities. The transition from mythical to theoretical culture was thanks to a new invention, *viz.* the *external symbolic storage system*. While earlier changes inserted a huge load on memory capacity, this latter one rather exempted biological memory. This apparently technological invention established considerable alterations in cognitive habits.

[T]heoretic culture broke with the metaphoric style of meaning in oral-mythic culture. Where narrative and myth attribute *significances*, theory is not concerned with significance in the same sense at all. Rather than modeling events by infusing them with meaning and linking them by analogy, theory dissects, analyzes, states laws and formulas, establishes principles and taxonomies, and determines procedures for the verification and analysis of information. It depends for its advanced development on specialized memory devices, languages, and grammars. (DONALD 1991: 274f.)

According to the Donaldian chronology, pictorial representations emerged within the framework of oral-mythical culture and gain importance in Donald's theory because of their mediating role in the development of external storage; images are considered as the first steps towards external storage. As he put it »the first pictorial images themselves were also external representations. They existed outside of the individual, rather than in visual memory. Therefore a technological bridge was under construction that would eventually connect the biological individual with an external memory architecture« (DONALD 1991: 284).

Donald considered cognitive evolution as being an encapsulating development of representational skills. The refinement of representational skills provides the ground for the evolution of increasingly complex communities, and this entails further representational capabilities. Accordingly, Donald suggests that while the invention of pictorial representation presupposes earlier cognitive skills, »pictorial images, on one level, must possess episodic reference«, and »mimetic manufacturing skill and linguistic conceptual skill« (DONALD 1991: 283), pictorial images also paved the way for the creation of an external and lasting form of representation. Therefore, these first steps opened up the horizon of cognitive development. An encapsulating evolution of representational skills towards external storage implies, as Donald sug-

⁸ »Human memory had, from its inception, expanded the range of primate memory. The earliest form of hominid culture, mimetic culture, depended on an expansion in the self-representational systems of the brain and created the initial base for semantic memory storage, which consisted initially of representational action scenarios reflected in mime, gesture, craft, and skill. With the evolution of speech and narrative ability, there were even greater increases in the load on biological memory, adding not only the storage networks for phonological rules and the lexicon in its entirety but also a very large store of narrative conceptual knowledge« (DONALD 1991: 319).

gests, that »we are permanently wedded to our great invention, in a cognitive symbiosis unique in nature« (DONALD 1991: 356). Thus, human minds can be considered as being hybridizations.

At this point, I will outline the view of the enactive approach with regard to the role of images in phylogeny. Though this view calls into question the necessity of linguistic conceptual skills, I will underscore the importance of external representations in both cases.

The alternative view suggests emphasizing the importance of material engagement as compared with Donald's account of the evolution of the human mind. It highlights the importance of the interaction between the cognizing agent and its environment. Under the heading of neuroarchaeology, we can find recent efforts towards converging the results of neuroscience and the findings of archaeology as it relates to material culture. As Lambros Malafouris put it,

neuroarchaeology is strictly an interactionist approach, aiming primarily to understand the bidirectional links between brains, minds and culture. Brain activity is a crucial component of the human mind but so is also material culture. The human mind as an interactive, embodied, and distributed autonoetic system is neither restricted to nor can it be identified with the temporal and spatial boundaries of the brain within. (MALAFOURIS 2010: 64)

Against the background of the notions of embodiment, scaffolding, and material engagement, pictorial images enter a new light. Within the framework of embodied cognition, the importance of the ambient world and cooperation with it radically increases. The responsive relation suggests a symbiosis between the biological brain, the body, and its environment. According to the extended mind theory and also Donald himself, the ambient world provides a scaffold, or viewed the other way around, in order to accommodate to their conditions, humans (and other animals) rely on affordances, *i.e.* the easing elements of the environment. This kind of accommodation drives changes in the organism as well. Accordingly, the capability of pictorial representation as a kind of material engagement can be considered as a new way of accessing the world. As Malafouris suggests,

[t]hrough the process of ›imaging‹ the underlying mechanisms of human perception are being transformed to an object *for* perception and contemplation. Those invisible mechanisms become now perceivable visual patterns arrayed and combined in real time and space. In this sense, the image offers a new mode of epistemic access to the world of visual experience. (MALAFOURIS 2007: 299)

The main difference between the Donaldian approach and Malafouris' suggestion lies in the relation between pictorial skills and conceptual capacity. Malafouris

believe[s] that to say that a painting from Chauvet ›resembles‹, or ›looks like‹, a rhinoceros, a horse or a bull, does not necessarily imply that these paintings also ›represent‹ those animals in a concept- mediated referential manner. Iconicity does not in itself imply the existence of consciously manipulable content-bearing tokens, though it certainly sets up [...] a visually stimulating channel of influence for their creation. (MALAFOURIS 2007: 293)

Unlike Malafouris, Donald seems to believe that there is an underlying »linguistic conceptual skill« (DONALD 1991: 283). This difference,⁹ though not negligible, does not play an important role for our current purposes. Under both frameworks, it is possible to develop a theory of images as they inherently belong to the cognitive capacity of human beings. Beyond the striking similarities between the prerequisites of linguistic¹⁰ and pictorial capabilities, scaffolding and new expressive forms entail considering images as an important anthropological issue. Nevertheless, from an enactive point of view, images definitely play a crucial role in phylogeny.

The Palaeolithic image-maker constructs an external scaffold that affords the world to be seen and experienced in ways that the physiology of the naked eye by itself does not allow. This scaffolding also enables a new direct understanding of the human perceptual system and thus offers to the Palaeolithic individual the opportunity to become in some sense, maybe for the first time, the engineer of his or her own perception. The image, as it is also the case with language, enabled humans *to think about thinking*. (MALAFOURIS 2007: 300)

4. Conclusion

Being able to create a picture as a picture of something and using linguistic symbols require the same conditions: a social brain as a prerequisite, and all this entails: a community, representational skills, and the integration of new representational patterns into everyday practice. Representations as means of communication are bounded to habits, institutions (in a community) and/or some kind of material support. Casting a glance at ontogeny, we can see that symbol use, picture viewing, linguistic and depictive skills are the result of being a member of a group (family, nursery, etc.) and thus becoming involved in its communicational habits.

In ontogeny, the manual exploration of realistic images is a prerequisite of picture-viewing in a broad sense. The capability of pictorial depiction needs an intention of communication and perfection in the expressive medium. Accordingly, image production presupposes sociability. Since many scholars share the view that the social brain is the answer to the puzzling question of how human cognition could reach its recent capacity in a relatively short time period in the course of biological evolution, it can be considered as being particularly human. Having a social brain necessitates communica-

⁹ I believe this difference is rooted in the broader context of the two investigations: Donald aimed to create continuity in cognitive evolution focusing on representational skills. Malafouris takes into account cave paintings from a different perspective, viz. from an enactive approach. But both scholars agree regarding the long-lasting effect of external representations. This is unavoidable because, as I suggested, the core idea of the extended mind theory can be found in Donald's 1991 book (cf. KONDOR 2008: 77ff.).

¹⁰ Michael Tomasello (1999) suggests cultural transmission is a decisive element in the evolution of the cognitive setting of the modern human mind. Accordingly, intersubjectivity (as a precondition), communication, and therefore linguistic capability play a crucial role. Regarding linguistic skill, he underscores the importance of the possibility of external expression as it facilitates cognition (cf. TOMASELLO 1999: 195). The perspectival character of language (namely, we express ourselves in a way that best fits our purposes) and the representational concept (as Arnheim suggested) similarly presuppose expertise in the given expressive medium.

tion. Communication presupposes the capability of objectification, *i.e.* sharing an experience/idea is possible only if it is accessible for others. Accordingly, representation plays a crucial role. Since representation is only possible as presentation, the expressive medium is decisive.

Representationalism as a highly resistant view in philosophy entered the scene of philosophical debate with the Cartesian dualism of the extended body and the immaterial mind quite explicitly. Under this dualist framework, we do not have a satisfying answer to the question of how it is possible to make a physical percept accessible for mental processing. The enactive approach seems to pave the way for an answer beyond the horizon of representationalism. It regards perception as an active engagement, as opposed to a passive acceptance of external stimuli for further cognitive processing that results in an internal representation.

The inclusion of bodily skills, and hence the importance of the responsive relation between the cognizing subject and her environment, shed a new light on the act of picture viewing, pictorial depiction and, the role of pictorial representation in phylogeny. Similarly, recent psychological experiments illuminate the special role of pictures in ontogeny: we learn the difference between a picture and its subject with the help of bodily exploration, and we gradually learn how we can use an expressive medium through the joyful activity of leaving traces, and with finer coordination, how we can use this medium to express something and develop *representational concepts*. All these result in a permanent refinement of cognitive capacity. Images as external representations enter a new light: as Donald suggests, they pave the way for creating an extra-cranial storage system, and according to Malafouris, like language, they open the floor for reflective thinking within the framework of material engagement.

References

- ARNHEIM, RUDOLF: *Art and Visual Perception. A Psychology of the Creative Eye*. Berkerley [U of California P] 1974
- BELTING, HANS: Toward an Anthropology of the Image. In: WESTERMANN, MARIËT (ed.): *Anthropologies of Art*. New Haven [Yale UP] 2005
- CASATI, ROBERTO; VALERIA GIARDINO: Public Representations and Indeterminacies of Perspectival Content. In: KONDOR, ZSUZSANNA (ed.): *Enacting Images. Representation Revisited*. Cologne [Halem] 2012, forthcoming
- DELOACHE, JUDY S.: Becoming Symbol-Minded. In: *Trends in Cognitive Sciences*, 8(2), 2004, pp. 66–70
- DONALD, MERLIN: *Origins of the Modern Mind. Three Stages in the Evolution of Culture and Cognition*. Cambridge, MA [Harvard UP] 1991

- GOMBRICH, ERNST: *Art and Illusion: A Study in the Psychology of Pictorial Representation*. London [Phaidon Press] 1960
- DUNBAR, ROBIN I.M.: The Social Brain Hypothesis. In: *Evolutionary Anthropology*, 6(5), 1998, pp. 178–190
- HØFFDING, HARALD: On Analogy and Its Philosophical Importance. In: *Mind*, 14(54), 1905, pp. 199–209
- JACOB, PIERRE; MARC JEANNEROD: *Ways of Seeing. The Scope and Limits of Visual Cognition*. Oxford [Oxford UP] 2003
- JAMES, WILLIAM: What is Emotion? In: *Mind*, 9(34), 1884, pp. 188–205
- KONDOR, ZSUZSANNA: Being Mobile. Cognitive Multiplicity. In: KONDOR, ZSUZSANNA: *Embedded Thinking. Multimedia and the New Rationality*. Frankfurt/M. [Peter Lang] 2008
- MALAFOURIS, LAMBROS: Before and Beyond Representation. Towards an Enactive Conception of the Palaeolithic Image. In: RENFREW, COLIN; IAIN MORLEY (eds.): *A Global Prehistory of Figurative Representation*. Cambridge [McDonald Institute of Archaeological Research] 2007, pp. 287–302
- MALAFOURIS, LAMBROS: Metaplasticity and the Human Becoming. Principles of Neuroarchaeology. In: *Journal of Anthropological Sciences*, 88, 2010, pp. 49–72
- MERLEAU-PONTY, MAURICE: *Phenomenology of Perception*. Translated by Colin Smith. London [Routledge] 1962
- MITCHELL, WILLIAM J. THOMAS: *Iconology. Image, Text, Ideology*. Chicago [U of Chicago P] 1987
- NOË, ALVA: *Action in Perception*. Cambridge, MA [MIT Press] 2004
- NYÍRI, KRISTÓF: Gombrich on Image and Time. In: SACHS-HOMBACH, KLAUS; RAINER TOTZKE (eds.): *Bilder – Sehen – Denken*. Cologne [Halem] 2011
- THOMPSON, EVAN: *Mind in Life. Biology, Phenomenology, and the Sciences of Mind*. Cambridge, MA [The Belknap Press of Harvard UP] 2007
- TOMASELLO, MICHAEL: *The Cultural Origins of Human Cognition*. Cambridge, MA [Harvard UP] 1999
- VARELA, FRANCISCO J.; EVAN THOMPSON; ELEANOR ROSCH: *The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience*. Cambridge [MIT Press] 1993
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: *The Blue and Brown Books*. Oxford [Basil Blackwell] 1958

Jakob Steinbrenner

Was heißt Bildkompetenz? Oder Bemerkungen zu Dominic Lopes’ Kompetenzbedingung

Abstracts

In his book *Understanding Pictures* (1996), Dominic Lopes suggests that a picture theory should be checked for four conditions. One of them is the condition of competence. It remains unclear whether these four conditions have a specific status or precise validity for specific persons. It is a goal of my paper to resolve or to reduce these uncertainties. In order to do that, I start sketching the motivation and the method of Lopes in part one. Then I present the condition of competence in part two and explain its function in the third part. This leads to the question whether the condition of competence can be applied only to pictures and picture systems or also to terms and languages. Another question behind my reflections is: Why picture philosophy? My explanations however provide an implicit answer to that question at best.

Dominic Lopes schlägt in seinem Buch *Understanding Pictures* (1996) vier Bedingungen vor, die Bildtheorien erfüllen sollen. Eine davon ist die Kompetenzbedingung. Unklar bleibt, für wen diese und die anderen drei Bedingungen gelten sollen und welchen Status sie haben. Diese Unklarheiten zu beseitigen oder zumindest zu vermindern, ist ein Ziel meiner Überlegungen. Dazu werde ich im ersten Teil Lopes’ Motivation und Methode kurz beschreiben, im zweiten Teil die Kompetenzbedingung vorstellen und im dritten Teil darauf eingehen, wozu sie dient. Dies wird zur Frage führen, ob sie allein auf Bilder beziehungsweise Bildsysteme oder auch auf Ausdrücke beziehungsweise Sprachen anwendbar ist. Eine weitere Frage, die hinter meinen Überlegungen

steht, lautet: Wozu Bildphilosophie? Meine Darlegungen werden bestenfalls eine implizite Antwort auf diese Frage geben.

1. Lopes' Motivation und Methode

Lopes geht in seinem Buch *Understanding Pictures* der Frage nach, wie es Bildern möglich ist, uns unter geeigneten Umständen Erfahrungen zu vermitteln, die der Welt Eigenschaften zuschreiben, wie sie durch Bilder repräsentiert werden:

(T1) Wenn wir ein Bild auf die richtige Weise erfahren, haben wir eine Erfahrung, welche die Welt mit Eigenschaften repräsentiert, die das Bild der Welt zuschreibt (vgl. LOPES 1996: 4).

Dafür, dass eine Bildtheorie T1 erklären kann, muss sie nach Lopes vier Bedingungen genügen. Warum es genau vier Bedingungen und nicht noch weitere sind, dazu erfahren wir wenig. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass diese Bedingungen in einer Metatheorie zweiter Stufe formuliert sind, d.h., sie sollen für Bildtheorien gelten, die den Anspruch haben, T1 zu erklären. T1 selbst kann dabei sowohl als Satz der Umgangssprache wie auch des metatheoretischen Ansatzes von Lopes verstanden werden. Was für einen Status hat T1 in der Umgangssprache? Ist es beispielsweise eine umgangssprachliche Erklärung wie folgende?

»Max hat Nasenbluten, weil er einen Schlag auf die Nase erhielt.«

Hiergegen lässt sich einwenden, dass es in T1 nicht um die Erklärung einer Tatsache geht, sondern um die Erklärung, wie ein Ausdruck gebraucht wird. Viele Philosophen sprechen in diesem Fall von einer begrifflichen Erklärung. Ich ziehe an dieser Stelle den Ausdruck »grammatikalischen Satz« vor, wie er von Wittgenstein verwendet wird, da der Ausdruck »Begriff« in philosophischen Kontexten für gewöhnlich einen ganzen Rattenschwanz von Problemen mit sich bringt.

Grammatikalische Sätze zeichnen sich im Gegensatz zu gewöhnlichen beschreibenden Sätzen dadurch aus, dass sie festlegen, wie bestimmte Ausdrücke zu verwenden sind. Auf T1 bezogen heißt das, T1 dient dazu, den Gebrauch des Ausdrucks »ein Bild auf die richtige Weise erfahren« zu bestimmen. Wichtig für die weiteren Überlegungen ist, dass ein grammatikalischer Satz Ausgangspunkt einer metatheoretischen Überlegung zweiter Stufe ist. Für Lopes bedeutet dies, von jeder brauchbaren Bildtheorie, die T1 erklären will, zu fordern, dass sie seinen vier Bedingungen genügt.¹

¹ Eine Frage dabei ist, ob T1 in der Umgangssprache und der Metatheorie dieselbe Bedeutung hat. Eine Antwort darauf setzt offensichtlich eine Klärung des Ausdrucks »bedeutungsgleich« voraus – bekanntermaßen ein philosophisches Mammutprojekt.

Welche Theorien hat Lopes dabei im Blick? Es sind philosophische Theorien von Wollheim, Walton, Peacocke, Goodman und anderen (vgl. STEINBRENNER 2009). Wollen diese aber T1 oder überhaupt etwas erklären? Erinnert sei an Wittgensteins Ausspruch, alle Erklärung muss weg und an ihre Stelle bloße Beschreibung treten. Für Wittgenstein hieß dies, Philosophie kann einzig die Grammatik verschiedener Sprachspiele beschreiben und sonst nichts.² Eine solche rigide philosophische Auffassung findet sich in der Bildphilosophie nicht. Ich halte das für bedauerlich, da eine ausführlichere philosophische Untersuchung der Grammatik unserer Rede über Bilder bis heute fehlt.

Die Theoretiker, die Lopes im Auge hat, fühlen sich nur begrenzt dem Wittgensteinschen Programm verpflichtet. Was nun ist ihr Ziel und ihre Methode? Formulieren wir es schwach: Alle sind daran interessiert, zu verstehen, wie es dazu kommt, dass Bilder für uns Gegenstände, Ereignisse etc. darstellen können. Sie untersuchen dazu nicht oder nur begrenzt die Grammatik, sondern entwickeln Thesen zur Struktur von Bildern, dem Wahrnehmen und Verstehen von Bildern, der Kommunikation durch Bilder etc. Was für einen Status haben aber diese Thesen? Es sind sicherlich keine empirischen Thesen, auch wenn sie häufig auf Thesen aus empirischen Theorien aufbauen. Gleichwohl wird mit ihnen ein allgemeiner Anspruch vertreten, insoweit sie dazu dienen sollen, prinzipielle Strukturen offenzulegen. Dazu wird in diesen Theorien auf Untersuchungen aus anderen Bereichen der Philosophie – wie etwa der Erkenntnistheorie, Ontologie, Sprachphilosophie – zu unserer Rede über Bilder und einem begrenzten Bildmaterial zurückgegriffen. Hieraus wird in den in Frage stehenden Theorien eine Fachterminologie entwickelt, mit deren Hilfe bestimmte grundsätzliche Fragen geklärt werden sollen. Wie aber stehen diese Theorien zu dem Wittgensteinschen Programm? Ich denke, die analytischen bildphilosophischen Theorieansätze, auf die Lopes zielt, werden zum einen dazu entwickelt, unseren lebensweltlichen Umgang mit Bildern besser zu verstehen, wobei ihre Anhänger glauben, dass hierzu eine bloße Beschreibung der Sprache im Sinne Wittgensteins nicht ausreicht. Zum anderen handelt es sich bei diesen Theorien um Metatheorien, die Theorien untersuchen und bewerten, deren Thema *Bilder* sind. Analytische Bildtheoretiker verwenden dazu eine Sprache, für die sie den Anspruch erheben/von der sie meinen, dass sie relativ nah an der Umgangssprache und zuweilen bestimmter Wissenschaftssprachen ist. Ein Grund hierfür ist, dass sie wünschen und glauben, damit eine relativ klare und verständliche Sprache zur Verfügung zu haben. Für orthodoxe Wittgensteinianer lässt sich dieser Wunsch aber nicht verwirklichen und dies aus zwei Gründen. Erstens, analytische Bildtheorien dieses Zuschnitts sind Pseudotheorien, da sie keine empirischen Hypothesen aufstellen, und zweitens, Philosophie als abschließende Metasprache muss sich immer der Umgangssprache bedienen, der Sprache, in der wir schlussendlich immer Theorien beschreiben und beurteilen.

² Begleiterscheinung dabei kann sein, der berühmten philosophischen Fliege den Weg aus dem Fliegenglas zu zeigen.

Zu einem gewissen Grade teilt Lopes vermutlich diese Auffassung. Für ihn sind seine vier Bedingungen philosophische und damit metatheoretische Bedingungen, die er aus unserem praktischen Umgang und damit unserer Rede über Bilder zu gewinnen glaubt. Sie sollen ihm dazu dienen, die Schwächen von Ähnlichkeits- und Symboltheorien und den Vorteil seiner eigenen Aspekt-Wiedererkennungstheorie aufzuzeigen. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Kompetenzbedingung, da sie in der Auseinandersetzung zwischen Ähnlichkeits- und Zeichentheoretikern eine wichtige Rolle spielt.

2. Lopes' Kompetenzbedingung

Die Kompetenzbedingung setzt sich für Lopes aus zwei Komponenten zusammen:

- **Generativitätsbedingung:** Eine Bildtheorie muss erklären können, wie es dazu kommt, dass unbekannte Bilder nicht auf die Weise erlernt werden müssen wie unbekannte Wörter oder Ausdrücke. Wenn wir einmal ein bildliches Darstellungssystem verstanden haben, dann können wir jedes weitere Bild, das in dieser Weise hergestellt ist, verstehen, vorausgesetzt das Sujet ist uns vertraut. In diesem Sinne sind Bilder generativ (vgl. LOPES 1996: 70).
- **Transferenzbedingung:** Wenn jemand mit einem bildlichen Darstellungssystem vertraut ist, dann kann er mit Hilfe von Bildern Dinge, die ihm bis dato unbekannt sind, in der Welt erkennen. Das heißt, er kann sein Bildwissen transferieren (vgl. LOPES 1996: 71).³

Während die Generativität also voraussetzt, dass die Sujets bekannt sind, erlaubt die Transferenz, neue Sujets der Bilder zu erlernen. Ähnlichkeitstheorien besitzen nun offenbar genau die Stärke, diese beiden Fähigkeiten zu erklären. So ist es beispielsweise die Umrisslinie, (vgl. HOPKINS 1998; HYMAN 2006) die Bild und dargestellter Gegenstand teilen, die dem Bildbetrachter erlaubt, das Motiv zu erkennen.

Eine Erklärung in dieser schlichten Form steht dem Zeichentheoretiker nicht zur Verfügung; ihm zufolge sind Bilder arbiträre Zeichen, deren Bedeutung wir ähnlich Sprachen erlernen müssen. Die Arbitrarität der Bilder widerspricht daher dem ersten Anschein der Fähigkeiten zur Transferenz und Generativität im Umgang mit Bildern.

Bevor ich auf diese Diskrepanz zwischen Ähnlichkeits- und Zeichentheorie genauer eingehe, sei auf einige grammatikalische Sätze verwiesen, mit denen sich die beiden Komponenten der Kompetenzbedingung motivieren lassen. Ein Problem ist der Ausdruck des Darstellungssystems. Dieser Begriff ist offensichtlich kein umgangssprachlicher und zudem bleibt in der

³ Den Ausdruck ›transfer‹ in diesem Zusammenhang hat erstmals SCHIER 1986: Kap. 3 verwendet.

ganzen bildwissenschaftlichen Literatur unklar, wie sich Bildsysteme individualisieren lassen.

Ungeachtet dessen können wir festhalten, dass Menschen, die mit bestimmten ›Arten‹ von darstellenden Bildern vertraut sind, zumeist jedes neue Motiv, soweit es ihnen aus der realen Welt bekannt ist, sogleich erkennen können. So folgt aus der Annahme, dass eine Person mit einem Bildsystem vertraut ist, also bisher in den meisten Fällen sogleich erkannt hat, was ein Bild aus dem betreffenden System darstellt, auch neue Motive erkennt, soweit ihr die Gegenstände aus der Erfahrung bekannt sind.⁴ In diesem Sinn lässt sich der Satz (G) als grammatikalischer verstehen:

- (G) Wenn eine Person P mit einem darstellenden Bildsystem B* vertraut ist, dann kann P im Allgemeinen sogleich neue Motive des Bildsystems B* erkennen, insofern ihr die dargestellten Gegenstände etc. bekannt sind.

Aus Vertrautheit mit einem Bildsystem folgt daher im Allgemeinen, dass die Person neue Motive erkennt. Wir können also beispielsweise aus dem Satz

- (1) Max kennt sich mit dem Bildsystem B* aus, auf Satz (2) schließen:
(2) Max kann neue Motive in B* erkennen, insofern ihm die dargestellten Gegenstände etc. bekannt sind.

Auf ähnliche Weise wie die Generativitätsbedingung lässt sich die Transferenzbedingung erklären.

- (T) Wenn eine Person mit einem darstellenden Bildsystem B* vertraut ist, dann kann P im Allgemeinen ihr bis dato unbekannte Gegenstände etc. aufgrund eines Bildes aus B* sogleich erkennen.

Fügt man die Bedingungen (G) und (T) zusammen und verstärkt sie im Sinne einer Äquivalenz erhält man (K):

- (K) Eine Person P ist mit einem darstellenden Bildsystem B* genau dann vertraut, wenn P im Allgemeinen (i) sogleich neue Motive des Bildsystems B* erkennen kann, insofern ihr die dargestellten Gegenstände etc. bekannt sind, und (ii) sie ihr bis dato unbekannte Gegenstände etc. aufgrund eines Bildes aus B* sogleich erkennen kann.

Gegen (K) kann eingewendet werden, dass – wie schon erwähnt – unklar ist, was ein Bildsystem oder eine Art von Bildern ist und die Folgerungsbeziehungen in einer oder beiden Richtungen zu stark sind. Wenn der Einwand

⁴ Damit soll natürlich nicht bestritten werden, dass eigentlich bekannte Gegenstände, wenn sie in ungewohnten Perspektiven, Beleuchtungen etc. dargestellt werden, nicht erkannt werden.

zutreffend ist, folgt daraus, dass es sich um keinen grammatikalischen Satz im Sinne Wittgensteins handeln kann. Grundlage für den Dissens über den Status von K sind also unterschiedliche Sprachintuitionen. Diese können zu folgenden beiden Einwänden führen:

- (a) K ist falsch.
- (b) K ist nicht falsch, aber aufgrund des Dummys ›Bildsystem‹ nichtssagend.

Der Einwand (a) beruht auf der Annahme, dass aus einer Vertrautheit mit einem Bildsystem nicht (i) und (ii) folgt und aus (i) oder (ii) keine Vertrautheit mit einem Bildsystem folgt. Im einen Fall wird der Einwand auf einem klaren und unstrittigen Gegenbeispiel beruhen, im anderen Fall nur auf unterschiedlichen Sprachintuitionen. Der Einwand (b) beruht dagegen auf der Annahme, dass der Ausdruck ›Bildsystem‹ keiner der natürlichen Sprache ist und damit keine Gebrauchsregeln für ihn vorliegen. Daher ist er gewissermaßen ein Dummy. Wenn die Einwände (a) oder (b) zutreffend sind, wie kommt es dann dazu, dass wir zumindest das Gefühl haben, (K) zu verstehen? Der Kritiker von K kann hier zu zwei Erklärungen geben:

- (b1) Mit K wird versucht, einen neuen Ausdruck (›Bildsystem‹) in die Umgangssprache einzuführen, d.h. eine neue Regel. Fraglich ist es, ob auf diese Weise ein neuer Ausdruck in die Umgangssprache einfach eingeführt werden kann.
- (b2) K ist ein Axiom oder eine Definition einer Theorie oder zumindest eines Theorieansatzes. Ziel der Theorie ist es, Klarheit in unsere Rede über Bilder zu bringen. Ob dies aber gelingt, ist äußerst fraglich, da die Ausdrücke ›Bild‹ etc. in der Theorie nicht mehr dieselbe Bedeutung wie in der ursprünglichen Sprache besitzen.

Meines Erachtens kann ein Vertreter von K mit dem Einwand (b1) leben. Ob der Versuch gelingen wird, den neuen Ausdruck ›Bildsystem‹ einzuführen, wird die Zukunft zeigen. Im schlimmsten Fall ist es ein folgenloser Fehlschlag. Der Einwand (b2) ist dagegen fundamentaler Art. Er beruht auf einem holistischen Sprachmodell, das bekanntermaßen bestimmte Stärken hat. Gleichwohl lässt sich an dieser Stelle dagegen argumentieren. So lässt sich die These vertreten, dass die meisten syntaktisch identischen Ausdrücke und Sätze in der Theorie wie auch in der Umgangssprache dieselbe Bedeutung haben. Sonst wäre eine Theorie, in der neue Ausdrücke eingeführt werden, unverständlich. Gleiches kann auch für Theorien zutreffen, die K erhalten. Daher ist der Einwand (b2) nicht zwingend.

Aber auch wenn man das holistische Modell akzeptiert, folgt daraus nicht notwendigerweise, dass die Theorie nicht Einblicke in die Rede über Bilder ermöglichen kann. So gilt ja für Theorien allgemein, dass sie auf der Einführung neuer Ausdrücke oder der Veränderung der Verwendung von

Ausdrücken der Umgangssprache beruhen. Eine Theorie, die K erhält, ist gleichwohl keine empirisch naturalistische Theorie, sondern eine, deren Ziel es ist, Klarheit über die Strukturen unserer Sprache zu gewinnen. An dieser Stelle ist es sinnvoll, auf eine kleine sprachliche Feinheit hinzuweisen. K ist ein Satz einer Theorie. Eine Theorie, die K enthält, erfüllt die Kompetenzbedingung, weil in ihr K gültig ist, aber sie bietet keine empirische Erklärung für K. Sie legt nur fest, dass bestimmte Schlüsse auf Grund des Schemas K gültig sind. So folgt beispielsweise aus Satz (1) Satz (2):

- (1) Max ist mit einem darstellenden Bildsystem B^* vertraut.
- (2) Max kann im Allgemeinen (i) sogleich neue Motive des Bildsystems B^* erkennen, insofern ihm die dargestellten Gegenstände etc. bekannt sind, und (ii) er kann ihm bis dato unbekannte Gegenstände etc. aufgrund eines Bildes aus B^* sogleich erkennen.

Soweit zum Schema oder Satz K. Was hat der aber mit der Kompetenzbedingung zu tun beziehungsweise was soll diese genauer besagen?

2.1 Wozu die Kompetenzbedingung?

Soll die Kompetenzbedingung besagen:

- (A) eine brauchbare empirische Theorie soll den Satz K erklären oder zumindest keine Ergebnisse liefern, die mit ihm unvereinbar sind, oder
- (B) eine philosophische Theorie über Bilder muss den Satz K enthalten?

Versteht man die Kompetenzbedingung in Lesart (B), wird klar, dass die Fragen ›Warum gelingt es Max, wenn er mit dem Bildsystem vertraut ist, neue Motive zu erkennen?‹ und ›Warum ist Max, wenn er neue Motive erkennt, mit dem Bildsystem vertraut?‹ einfach und ohne jeden Rückgriff auf eine empirische Theorie in einer philosophischen Theorie zu beantworten sind. Grund hierfür ist, dass eine brauchbare philosophische Theorie den Satz K beinhalten muss, der besagt, wie bestimmte Ausdrücke korrekt zu verwenden sind.

Sicherlich lässt sich eine Sprache denken, in der K nicht gilt, aber in dieser Sprache würden Ausdrücke wie beispielsweise ›Bild‹ und ›Darstellung‹ andere Bedeutungen besitzen beziehungsweise in anderen Folgerungszusammenhängen verwendet werden wie in der Umgangssprache.

Fassen wir kurz zusammen: Sätze der Art von K sind Sätze einer Theorie, die uns Auskunft über die Struktur unserer Rede über Bilder geben soll. Diese Theorie ist dabei empirisch neutral, insofern sie keine empirische Antwort darauf gibt, warum beispielsweise K gültig ist. Empirische Antworten sind dagegen solche, die behaupten, dass K aufgrund wahrgenommener Ähnlichkeiten oder bestimmter sozialer Strukturen gültig ist. Die Kompetenzbedingung im Sinne Lopes' ist dabei eine metatheoretische Bedingung, die von allgemeinen Bildtheorien fordert, dass sie mit K vereinbar sind und zu-

dem Aufschluss darüber geben sollen, warum K gilt.⁵ Dieser Bedingung genügt beispielsweise Goodmans symboltheoretischer Ansatz nicht. Gleiches gilt beispielsweise auch für wahrnehmungspsychologische Theorieansätze, in denen man sich allein mit der Augenbewegung beim Bildbetrachten auseinandersetzt und in denen keine weiteren Schlüsse betreffs K gezogen werden. Theorieansätze der genannten Art sind somit hinsichtlich K neutral. Ob sie hinsichtlich der Gültigkeit Ks erweitert werden können, ist eine interessante Frage, die im Einzelfall nicht leicht zu beantworten ist. Der wichtigere Aspekt der Kompetenzbedingung ist für Lopes gleichwohl der, dass eine brauchbare allgemeine (!) Bildtheorie der Kompetenzbedingung gerecht werden muss und dabei hat er vor allen Dingen rivalisierende philosophische Bildtheorien im Blick. Nicht weniger wichtig, aber bisher noch nicht beachtet ist überdies der Aspekt, dass mit K zudem Bilder von sprachlichen Ausdrücken unterschieden werden sollen.⁶ Das führt zu folgender Frage: Soll die Kompetenzbedingung nur auf Bildtheorien oder auch auf Sprachtheorien angewendet werden?

Will man diese Frage beantworten, sollte zuerst einmal klar sein, dass man sich hier auf einer Metaebene zweiter Stufe befindet, da man Auskunft über Eigenschaften von Theorien geben muss. Die Frage lässt sich aber in gewisser Hinsicht in der Objektsprache ausdrücken, wenn stattdessen gefragt wird: Wie unterscheidet sich das Verstehen sprachlicher Ausdrücke von dem Verstehen von Bildern?

Wie kann ein Wittgensteinianer diese Frage beantworten? Der naheliegende Weg, um zu untersuchen, was ›X versteht eine Sprache‹ und was ›X versteht ein Bildsystem‹ heißt, ist ihm aufgrund des nicht umgangssprachlichen Ausdrucks ›Bildsystem‹ verbaut, der in den Augen des Wittgensteinianers ja nur ein Pseudoausdruck ist.

Der Wittgensteinianer wird uns Geschichten erzählen und Beispiele geben, die beschreiben, was es heißt, aufgrund eines Bildes Personen oder Gegenstände zu erkennen. Aber all dies wird ihn nicht zu den Thesen führen: K gilt oder K gilt nicht für sprachliche Ausdrücke. Der bereits mehrfach genannte Grund ist, dass der Ausdruck ›Bildsystem‹ keinen Platz in seiner ›Theorie‹ hat. Ungeachtet dessen glaube ich, dass die Wittgensteinsche Therapie hilfreich zur Beantwortung der Frage ist: Ist eine Erweiterung der Kompetenzbedingung auch auf Sprachtheorien möglich oder kann sie nur auf Bildtheorien angewendet werden?

Warum? Weil dadurch zuerst einmal deutlich macht, dass gar nicht klar ist, was verglichen werden soll, wenn man versucht, die Kompetenzbedingung auf Sprachtheorien zu erweitern. Sind es Wörter, Kennzeichnungen, Beschreibungen? Klar ist, dass wir einem Wort nicht auf dieselbe Weise an-

⁵ Goodman gibt zwar Bedingungen dafür an, wie sich sprachliche von bildnerischen Zeichen unterscheiden, aber auf Fragen zur Generativität und Transferenz geht er nicht ein.

⁶ Soweit ich die Sachlage überblicke, wird in allen breiter angelegten philosophischen Bildtheorien darauf eingegangen, wie sich sprachliche Zeichen von Bildern unterscheiden.

sehen, was es bedeutet, wie einem Bild. Wie sieht es aber mit Beschreibungen folgender Art aus?

»Die Farbe Mauve liegt zwischen Veilchenblau und Burgunderrot.«

Personen, die mit Farben und üblichen Farbsystemen vertraut sind, werden aufgrund dieser Beschreibung wissen, wie die Farbe Mauve aussieht, auch wenn sie den Ausdruck bis dato nicht kannten. Dagegen könnte man einwenden, dass man eine Farbtafel der Farbe Mauve neben einen Stoff legen und damit sehen kann, ob der Stoff die Farbe Mauve besitzt, die Beschreibung dagegen nicht, und gilt Gleiches nicht auch für Bilder? Sollen wir diesen Vergleich ernst nehmen? Ich sehe, was ein Bild darstellt, aber ich muss einen Text lesen, um zu wissen, was er bedeutet. Heißt das nun nicht nur, dass ich im Vergleich zum Verstehen eines Textes häufig schneller erfasse, was ein Bild zeigt?

An dieser Stelle ist es hilfreich, auf eine prinzipielle Eigenart von Bildern aufmerksam zu machen:

(S) Bilder werden mit den Augen wahrgenommen und stellen Ansichten von Dingen dar, die wir prinzipiell mit den Augen wahrnehmen können.⁷

Gleiches gilt für Texte nicht. Aber daraus folgt nicht, dass Generativität und Transferenz nicht auch auf Sprachen übertragbar sind beziehungsweise die Kompetenzbedingung nicht auch für Sprachtheorien gilt.

Spätestens hier sind wir wieder bei der Debatte zwischen Ähnlichkeits- und Zeichentheoretikern angekommen. Grund hierfür ist, dass der Ähnlichkeitstheoretiker ja sagen will, dass im Gegensatz zu Zeichentheorien seine Theorie der Kompetenzbedingung gerecht wird. Denn nur er, so der Ähnlichkeitstheoretiker, kann einfach und überzeugend erklären, wie es aufgrund der Ähnlichkeit zur Generativität und Transferenz bei Bildern kommt und warum Generativität und Transferenz bei Texten nicht vorliegt.

Nehmen wir an, der Ähnlichkeitstheoretiker hat recht, hat er damit eine noch nicht explizierte Sprachregel entdeckt im Sinne von:

Wenn eine Person mit einer Sprache vertraut ist, folgt daraus nicht notwendigerweise, dass sie alle Ausdrücke, die ihr bekannte Gegenstände etc. bezeichnen, sogleich versteht.⁸

Wohl nicht. Die Gültigkeit dieser Regel ist unabhängig von der These des Ähnlichkeitstheoretikers. Aus dieser Regel folgt aber auch nicht die Unhaltbarkeit einer konventionalistischen Auffassung. Denn genauso gilt:

⁷ Diese These wird von vielen Bildtheoretikern (z.B. KULVICKI 2006; SCHOLZ 2004; WALTON 1990) kritisiert, aber für den Kernbereich der Bilder, um den es mir hier geht, trifft sie m.E. zu.

⁸ Diese These widerspricht nicht K, da K die Abschwächung »im Allgemeinen« enthält (vgl. S. 6).

Wenn eine Person mit einem Bildsystem vertraut ist, folgt daraus nicht notwendigerweise, dass sie alle Bilder, die ihr bekannte Gegenstände etc. darstellen, sogleich versteht.

Wie sieht es aber mit folgender These aus:

Eine Person ist mit einer Sprache genau dann vertraut, wenn sie im Allgemeinen neue Ausdrücke der Sprache sogleich verstehen kann, insofern ihr die bezeichneten Gegenstände etc. bekannt sind.

Diese These ist falsch, weil man einem neuen Wort aus einer Sprache, die man beherrscht, nicht sogleich ansieht, was es bezeichnet. Wie aber schon bemerkt, legt einen nichts darauf fest, Wörter als Vergleichsobjekte zu Bildern zu wählen. Vielmehr gilt im Allgemeinen die Regel:

(SK) Eine Person P ist mit einer Beschreibungssprache S^* genau dann vertraut, wenn die Person P im Allgemeinen (SG) sogleich eine neue Beschreibung aus S^* verstehen kann, insofern ihr die dargestellten Gegenstände etc. bekannt sind und (ST) sie ihr unbekannte Gegenstände etc. aufgrund einer Beschreibung aus S^* sogleich erkennen kann.

Die Einschränkung auf eine Beschreibungssprache wähle ich deshalb, weil ja auch K nicht auf alle Bilder anwendbar sein soll, sondern nur auf darstellende.⁹ Ist aber SK intuitiv überzeugend? In einer starken Lesart von ›beherrscht eine Beschreibungssprache‹ trifft dies sicherlich zu. Denn wenn man davon ausgeht, dass eine Person nur dann eine Sprache beherrscht, wenn ihr das komplette Vokabular und alle grammatikalischen Regeln (Erzeugungsregeln von beliebig korrekten komplexen Ausdrücken) der Sprache bekannt sind beziehungsweise sie letztere korrekt anwenden kann, folgt, dass die Person jede neue Beschreibung sowohl im Sinne von SG und ST versteht. Denn aus dem Beherrschen eines Ausdrucks folgt nicht nur, dass man weiß, auf welche Ereignisse etc. er bisher angewendet wurde, sondern auch auf welche noch unbekannten künftigen Ereignisse.¹⁰ Offensichtlich aber widerspricht eine solche starke Lesart der Intuition der meisten kompetenten Sprecher. Wörterbuch und Grammatik einer Sprache sind häufig im Bücherregal von Personen anzutreffen, die wir gerade als besonders kompetente Sprecher ansehen. Das

⁹ Ein Grund, warum sich bei Lopes eine Überlegung in diese Richtung nicht findet, könnte sein, dass seiner Auffassung nach eine Theorie, die Bilder analog zu sprachlichen Beschreibungen auffasst, zulassen muss, dass ein Portrait (z.B. eines eineiigen Zwillinges) genauso wenig den Bezug genau auf einen Zwilling festlegt wie eine (äußerliche) Beschreibung eines der Zwillinge (LOPES 1996: 5.1). Dies ist für Lopes aber unakzeptabel, daher vertritt er eine kausale Theorie im Sinne Kripkes.

¹⁰ erinnert sei in diesem Zusammenhang auch daran, dass das sogenannte Regelfolgenparadox nur unter der Lesart Kripkes ein Paradox für Wittgenstein darstellt (vgl. BAKER/HACKER 1984).

spricht gegen die starke Lesart von einem ideal kompetenten Sprecher, der in der Wirklichkeit nicht oder höchst selten anzutreffen ist.

Eine zu schwache Lesart von SK wäre dagegen, bloß zu fordern, dass ein kompetenter Sprecher nur unterschiedliche Beschreibungen, soweit sie Ausdrücke beinhalten, die er bereits kennt, verstehen muss. So mag es sein, dass Max bisher nur den Satz: Maria und Josef sind verheiratet. gehört oder gelesen hat, aber nicht den Satz: Josef und Maria sind verheiratet.

Gleiches wie für SG gilt für ST. Beispielsweise ist es denkbar, dass Max noch nie einen Tisch mit sieben Beinen gesehen hat und auch nicht weiß, dass ein solcher existiert. Gleichwohl wird er verstehen, nach welchem Gegenstand er in einem Möbelhaus schauen muss, wenn man ihm die Beschreibung an die Hand gibt und er sich auf die Suche macht. Wenn Max nämlich die Ausdrücke ›Tisch‹, ›mit‹, ›sieben‹ und ›Bein‹ sowie die nötigen grammatikalischen Regeln beherrscht, folgt daraus, dass er weiß, worauf der Ausdruck ›Tisch mit sieben Beinen‹ Bezug nimmt.

Weder die starke noch die schwache Lesart ist jedoch die von mir intendierte. Gleichwohl können wir festhalten, dass selbst unter der Annahme der starken wie auch der schwachen Lesart nicht die These folgt, dass sich K und SK grundlegend voneinander unterscheiden.¹¹ In meiner Lesart soll dagegen die Möglichkeit zugelassen werden, dass ein kompetenter Sprecher in einer Beschreibung einen Ausdruck nicht kennt und trotzdem SK erfüllt. Ein Beispiel dieser Art war die Farbe Mauve. Betrachten wir noch weitere Fälle:

Eine Person liest in einem Text einen Ausdruck, der ihr unbekannt ist (Fälle dieser Art kommen häufig vor, wenn man Texte in einer fremden Sprache liest, mit der man vertraut ist). Im ersten Moment wird sie den Ausdruck nicht verstehen. Taucht er aber in den folgenden Sätzen weiterhin auf, erschließt sich seine Bedeutung oft relativ schnell. Fälle dieser Art sind dann mit SK vereinbar, wenn unter Beschreibung nicht nur ein Satz, sondern ein Komplex von Sätzen verstanden wird. Denkt man zudem an Definitionen oder Axiome (auch wenn sie keine Beschreibungen sind), fällt dort ebenso auf, dass wir unbekannte Ausdrücke schnell erfassen und damit verwenden lernen. Dabei spielt es vorderhand keine Rolle, ob Sätze eines solchen Systems beschreibend sind oder nicht. Sind sie es aber, dann erfüllen sie auch SK.¹²

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Meine Argumentation zielt nicht darauf, die These zu belegen, dass sich Sprach- und Bildkompetenz in vielen Punkten nicht deutlich voneinander unterscheiden. Ich will nur zeigen, dass sich K in gewisser Hinsicht auf Sprache (nämlich im Sinne von SK)

¹¹ Für einen Vertreter der These ›Wir lesen Bilder‹ mögen beide Lesarten dagegen einen bestimmten Reiz haben: Wer den Kubismus ›beherrscht‹, beherrscht eben alle möglichen ›grammatikalischen‹ Konstruktionen des Kubismus und erfüllt somit G beziehungsweise SG und zudem T beziehungsweise ST, weil er eben in der Lage ist, ein kubistisches Bild zu ›dechiffrieren‹ und damit weiß, was das Bild darstellt. Eine solche ›Wir-lesen- Bilder‹-Auffassung ist aber m. E. falsch (vgl. STEINBRENNER 2004: 217ff.).

¹² Man denke beispielsweise an die Sprache der Mathematik, die je nach Lesart als beschreibend oder nicht beschreibend gedeutet wird.

übertragen lässt. Damit soll aber nicht verdeckt werden, dass Sprachkompetenz im Allgemeinen auf der relativen Kenntnis des Lexikons (ausreichend großer Wortschatz) und impliziten Kenntnis der grammatikalischen Regeln (Verknüpfung der Ausdrücke des Lexikons zu grammatikalisch korrekten komplexen Ausdrücken) beruht. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Sprachkompetenz grundlegend von Bildkompetenz, da es für Bilder keine Wörterbücher gibt, die festlegen, was die bedeutungstragenden elementaren Typen sind beziehungsweise welche Vorkommnisse als typgleich gelten (vgl. STEINBRENNER 2004).

Eine weitere Unterscheidung zwischen Bildern und sprachlichen Beschreibungen deutet sich schließlich auch dadurch an, dass in K vom *Erkennen* eines Motivs die Rede ist, während in SK vom *Verstehen* eines Ausdrucks. Diese sprachlichen Unterschiede weisen – wenn man so will – auf substantielle hin. Wenn ich einen Text missverstehe, dann liegt der Grund dafür in den seltensten Fällen darin, dass ich den Text nicht richtig wahrnehme. Wenn ich zum Beispiel in »Peter ist tot« das o als a lese, *missverstehe* ich nicht den Text, sondern nehme einen anderen fälschlich wahr. Höchstens in der gesprochenen Sprache kann man hier von einem buchstäblichen Missverstehen sprechen: »Ich habe Peter missverstanden, weil es so laut war«, aber nicht »Ich habe den Text missverstanden, weil es so dunkel war«. Höchstens: »Ich habe den Text missverstanden, weil es so dunkel war und ich ihn daher falsch gelesen habe.« Ein Missverständnis eines schriftlichen Textes kann m.E. nicht auf einem bloßen Wahrnehmungsfehler beruhen, sondern setzt meistens zumindest so etwas wie ein Verwechseln von Buchstaben – also ein fehlerhaftes Lesen – voraus.

Wie hier die Intuitionen im Einzelnen verlaufen, ist sicherlich unklar. Klar ist dagegen, dass wir hinsichtlich der syntaktischen Form beziehungsweise der Konkatenation von Zeichen klare Kriterien dafür haben, ob eine Person einen Text richtig beziehungsweise falsch wahrnimmt und ihn daher versteht beziehungsweise nicht versteht. Ähnliche Kriterien für Bilder besitzen wir dagegen nicht.¹³

Daraus, dass ich ein Vorkommnis eines Textes verstanden habe, folgt auch, dass ich zum selben Zeitpunkt genauso alle anderen Vorkommnisse des Textes verstehen würde (soweit ich die Buchstaben entziffern kann). So wäre es unsinnig zu sagen, ich verstehe Kants *Kritik der Urteilskraft* in der Suhrkamp- aber nicht in der Meiner-Ausgabe.

Für ein Bild dagegen gilt, dass ich sein Motiv vielleicht deshalb nicht zu erkennen vermag, weil meine Wahrnehmung aus irgendeinem Grund gestört ist.¹⁴ Darüber hinaus folgt selbst unter der (m.E. falschen) Annahme von

¹³ Wir können uns zwar den Fall vorstellen, dass eine Person einen Text falsch liest (andere Wörter als die tatsächlichen vorliest), aber diese Wörter missversteht und somit zufälligerweise den Text richtig versteht. Aber hier ließe sich zumindest fragen, ob sie den Text richtig versteht. Allgemein gilt aber, wenn jemand einen Text richtig versteht, dann folgt daraus, dass er ihn auch richtig entziffern kann.

¹⁴ Eine Analogie, aber eben auch nur eine Analogie, kann bei Bildern insofern bestehen, dass ich auf einem Stillleben einen Spiegel erkenne, aber nicht verstehe, dass er die Eitelkeit repräsen-

typgleichen Bildern nicht notwendigerweise, dass ich die Motive von allen typgleichen Bildern erkenne, wenn ich das Motiv eines Bildes erkannt habe. Grund hierfür ist, dass aus:

- (3) Peter versteht den Text T1
zwar folgt
- (4) Peter versteht alle typgleichen Texte zu T1.

Dieser Schluss lässt sich nicht auf Bilder übertragen. Zwischen zwei ›typgleichen‹ Bildern mag irgendein winziger (nicht notwendigerweise ((bewusst)) wahrnehmbarer) Unterschied bestehen, der Grund dafür ist, dass ich das Motiv des einen Bildes erkenne, aber nicht das des anderen. Allein diese logische Möglichkeit deutet darauf hin, dass ein Unterschied zwischen den Ausdrücken ›erkennen‹ und ›verstehen‹ besteht, der auf die Verschiedenheit von Sprach- und Bildkompetenz hinweist, die wiederum auf der unterschiedlichen Ontologie von Texten und Bildern beruht (vgl. MORTON/FOSTER 1992; STEINBRENNER 1998).

Ungeachtet dieser grundlegenden Unterschiede folgt daraus nicht, dass wenn man SK akzeptiert, nicht auch K akzeptieren kann. Das ist insofern wichtig, weil Antikonventionalisten (hierzu zählen Lopes wie auch alle Ähnlichkeitstheoretiker) SK als implizites Argument für ihre eigene nichtkonventionalistische Theorie verwenden wollen. Gleichwohl wird mit der Anerkennung der Regel SK nicht im Geringsten geleugnet, wie angedeutet, dass wir auf andere Weise die Bedeutung von Bildern wie die von Texten erlernen. Für beide Fälle gilt aber, dass wir die Zeichen auf die richtige Weise klassifizieren müssen, um zu wissen, was sie bedeuten. So müssen wir bei Bildern wie auch bei Beschreibungen bestimmte Merkmale erst einmal erkennen, anhand deren wir beispielsweise feststellen können, ob es sich um eine Tier- oder Menschbeschreibung handelt. In beiden Fällen müssen wir lernen, die relevanten Merkmale zu erkennen. Damit will ich gar nicht leugnen, dass wir bei Bildern häufig schneller erkennen, was sie bedeuten, als bei Texten. Zeigt sich aber nicht gerade hier der Unterschied zwischen sprachlichen Zeichen und Bildern?

(*) Bei Bildern können wir sehen, was sie bedeuten, aber nicht bei Texten.

Nun, ein Grund für die Existenz unterschiedlicher Symbolsysteme besteht darin, dass sie für unterschiedliche Zwecke unterschiedlich geeignet sind, in dieser Hinsicht unterscheiden sie sich nicht von anderen Werkzeugen. Und schon wieder grüßt der Ähnlichkeitstheoretiker: ›Aber gerade ich kann doch besser als der Konventionalist erklären, warum Bildsysteme zum schnellen

tiert. Grund für den Unterschied ist, dass bei Bildern der Bildträger (z.B. Farbe auf Leinwand) eine andere Rolle spielt als die Formen auf Papier beim Text (vgl. zu diesem schwierigen Verhältnis die ›Twofoldness‹ bei WOLLHEIM 1982 und die Funktion der ›Props‹ bei Repräsentationen bei WALTON 1990: Kap. 8).

Wiedererkennen besser geeignet sind als Sprachen.« Zu beachten ist, dass es sich bei (*) um eine rein empirische Behauptung des Ähnlichkeitstheoretikers handelt, der zudem widersprochen werden kann. Beispielsweise kann ich aufgrund der Beschreibung ›der Tisch mit den sieben Beinen‹ einen bestimmten Tisch in einem Möbelhaus schneller finden als aufgrund eines Bildes.

Ohne an dieser Stelle weitere Beispiele dafür geben zu können, für welche Situationen Bilder oder Beschreibungen besser geeignet sind, scheint mir festzustehen, dass es sowohl Sprach- wie Bildkompetenz gibt, sich beide in vielen, wenn auch nicht in allen Aspekten unterscheiden und es ein schwieriges Unterfangen ist, festzulegen, worin der Unterschied zwischen beiden besteht. Hilfreich erscheint es mir es jedenfalls, genauer auf die Verwendung der sprachlichen Mittel zu achten, die verwendet werden, wenn wir uns auf Text oder Bilder beziehen. Eine systematischere Untersuchung in dieser Hinsicht ist meiner Kenntnis nach bisher noch ein Desiderat.¹⁵

Literatur

- BAKER, GORDON P.; PETER MICHAEL STEPHAN HACKER: *Scepticism, Rules and Language*. Oxford [Blackwell Publishers] 1984
- HOPKINS, ROBERT: *Picture, Image and Experience*. Cambridge [Cambridge UP] 1998
- HYMAN, JOHN: *The Objective Eye. Color, Form, and Reality in the Theory of Art*. Chicago [U of Chicago P] 2006
- KULVICKI, JOHN: *On Images. Their Structure and Content*. Oxford [Oxford UP] 2006
- LOPES, DOMINIC: *Understanding Pictures*. Oxford [Oxford UP] 1996
- MORTON, LUISE H.; THOMAS R. FOSTER: Goodman, Forgery, and the Aesthetic. In: *Jour. Aesthetics and Art Criticism*, 49, 1992, S. 155-160
- SCHIER, FLINT: *Deeper into Pictures. An Essay on Pictorial Representation*. Cambridge [Cambridge UP] 1986
- SCHOLZ, OLIVER R.: *Bild, Darstellung, Zeichen: Philosophische Theorien bildlicher Darstellung*. Frankfurt [Klostermann] 2004
- STEINBRENNER, JAKOB: Fälschung und Identität. In: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, 53, 1998, S. 189-208
- STEINBRENNER, JAKOB: *Zeichen über Zeichen. Grundlagen einer Theorie der Metabezugnahme*. Heidelberg [Synchron] 2004
- STEINBRENNER, JAKOB: Zur Ähnlichkeit der Bilder: oder wie reden wir eigentlich über Bilder? In: HEINRICH, RICHARD; ELISABETH NEMETH; WOLFRAM PICHLER; DAVID WAGNER (Hrsg.): *Image and Imaging in Philosophy, Science and the Arts. Proceedings of the 33rd International Ludwig Wittgenstein-*

¹⁵ Am ehesten finden sich Überlegungen hierzu bei LOPES 1996; SCHOLZ 1991, 2004; STEINBRENNER 2011; WALTON 1990 und WOLLHEIM 1982. Für Hinweise und Kritik zu Vorläufern dieses Aufsatzes bedanke ich mich ganz herzlich bei Manfred Harth, Karl-Georg Niebergall, Hans Rott und Andrea Stumpf.

Symposium in Kirchberg. Band 2. Frankfurt/M. [ontos Verlag] 2011, S.
383-394

WALTON, KENDALL L.: *Mimesis as Make-Believe: On the Foundations of the
Representational Arts*. Cambridge [Mass] 1990

WOLLHEIM, RICHARD: Sehen-als, sehen-in und bildliche Darstellung. In:

WOLLHEIM, RICHARD: *Objekte der Kunst*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 1982

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Impressum

IMAGE. Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft wird herausgegeben von Klaus Sachs-Hombach, Jörg R.J. Schirra, Stephan Schwan und Hans Jürgen Wulff.

Bisherige Ausgaben

IMAGE 13

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

MATTHIAS HÄNDLER: Phänomenologie, Semiotik und Bildbegriff. Eine kritische Diskussion

SANDY RÜCKER: McLuhans *global village* und Enzensbergers Netzestadt. Untersuchung und Vergleich der Metaphern

MARTINA SAUER: Affekte und Emotionen als Grundlage von Weltverstehen. Zur Tragfähigkeit des kulturanthropologischen Ansatzes Ernst Cassirers in den Bildwissenschaften

JAKOB SAUERWEIN: Das Bewusstsein im Schlaf. Über die Funktion von Klarträumen

IMAGE 12: Bild und Transformation

Herausgeber: Martin Scholz

MARTIN SCHOLZ: Von Katastrophen und ihren Bildern

STEPHAN RAMMLER: Im Schatten der Utopie. Zur sozialen Wirkungsmacht von Leitbildern kultureller Transformation

KLAUS SACHS-HOMBACH: Zukunftsbilder. Einige begriffliche Anmerkungen

ROLF NOHR: Sternenkind. Vom Transformatorischen, Nützlichen, dem Fötus und dem blauen Planeten

SABINE FORAITA/MARKUS SCHLEGEL: Vom Höhlengleichnis zum Zukunftsszenario oder wie stellt sich Zukunft dar?

ROLF SACHSSE: How to do things with media images. Zur Praxis positiver Transformationen stehender Bilder

HANS JÜRGEN WULFF: Zeitmodi, Prozesszeit. Elementaria der Zeitrepräsentation im Film

ANNA ZIKA: gottseidank: ich muss keine teflon-overalls tragen. mode(fotografie) und zukunft

MARTIN SCHOLZ: Versprechen. Bilder, die Zukunft zeigen

IMAGE 11

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

TINA HEDWIG KAISER: Dislokationen des Bildes. Bewegter Bildraum, haptisches Sehen und die Herstellung von Wirklichkeit

GODA PLAUM: Bildnerisches Denken

MARTINA ENGELBRECHT/JULIANE BETZ/CHRISTOPH KLEIN/RAPHAEL ROSENBERG: Dem Auge auf der Spur. Eine historische und empirische Studie zur Blickbewegung beim Betrachten von Gemälden

CHRISTIAN TRAUTSCH: Die Bildphilosophien Ludwig Wittgensteins und Oliver Scholz' im Vergleich

BEATRICE NUNOLD: Landschaft als Topologie des S(ch)eins

IMAGE 10

Herausgeberinnen: Claudia Henning, Katharina Scheiter

CLAUDIA HENNING/KATHARINA SCHEITER: Einleitung

ANETA ROSTKOWSKA: Critique of Lambert Wiesing's Phenomenological Theory of Picture

NICOLAS ROMANACCI: Pictorial Ambiguity. Approaching ›Applied Cognitive Aesthetics‹ from a Philosophical Point of View

PETRA BERNHARDT: ›Einbildung‹ und Wandel der Raumkategorie ›Osten‹ seit 1989. Werbebilder als soziale Indikatoren

EVELYN RUNGE: Ästhetik des Elends. Thesen zu sozialengagierter Fotografie und dem Begriff des Mitleids

STEFAN HÖLSCHER: Bildstörung. Zur theoretischen Grundlegung einer experimentell-empirischen Bilddidaktik

KATHARINA LOBINGER: Facing the picture. Blicken wir dem Bild ins Auge! Vorschlag für eine metaanalytische Auseinandersetzung mit visueller Medieninhaltsforschung

BIRGIT IMHOF/HALSZKA JARODZKA/PETER GERJETS: Classifying Instructional Visualizations. A Psychological Approach

PETRA BERNHARDT: Tagungsbericht zur internationalen Fachkonferenz »Bilder – Sehen – Denken« (18. – 20. März 2009)

IMAGE 9

KLAUS SACHS-HOMBACH: Editorial

DIETER MAURER/CLAUDIA RIBONI/BIRUTE GUJER: Frühe Bilder in der Ontogenese

DIETER MAURER/CLAUDIA RIBONI/BIRUTE GUJER: Bildgenese und Bildbegriff

MICHAEL HANKE: Text – Bild – Körper. Vilém Flussers medientheoretischer Weg vom Subjekt zum Projekt

STEFAN MEIER: »Pimp your profile«. Fotografie als Mittel visueller Imagekonstruktion im Web 2.0

JULIUS ERDMANN: My body style(s). Formen der bildlichen Identität im Studivz

ANGELA KREWANI: Technische Bilder. Aspekte medizinischer Bildgestaltung

BEATE OCHSNER: Visuelle Subversionen. Zur Inszenierung monströser Körper im Bild

IMAGE 8

Herausgeberin: Dagmar Venohr

DAGMAR VENOHR: Einleitung

CHRISTIANE VOSS: Fiktionale Immersion zwischen Ästhetik und Anästhesierung

KATHRIN BUSCH: Kraft der Dinge. Notizen zu einer Kulturtheorie des Designs

RÜDIGER ZILL: Im Schaufenster

PETRA LEUTNER: Leere der Sehnsucht. Die Mode und das Regiment der Dinge

DAGMAR VENOHR: Modehandeln zwischen Bild und Text. Zur Ikonotextualität der Mode in der Zeitschrift

IMAGE 7

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

BEATRICE NUNOLD: Sinnlich – konkret. Eine kleine Topologie des S(ch)eins

DAGMAR VENOHR: ModeBilderKunstTexte. Die Kontextualisierung der Modefotografien von F.C. Gundlach zwischen Kunst- und Modesystem

NICOLAS ROMANACCI: »Possession plus reference«. Nelson Goodmans Begriff der Exemplifikation – angewandt auf eine Untersuchung von Beziehungen zwischen Kognition, Kreativität, Jugendkultur und Erziehung

HERMANN KALKOFEN: Sich selbst bezeichnende Zeichen

RAINER GROH: Das Bild des Googelns

IMAGE 6

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

SABRINA BAUMGARTNER/JOACHIM TREBBE: Die Konstruktion internationaler Politik in den Bildsequenzen von Fernsehnews. Quantitative und qualitative Inhaltsanalysen zur Darstellung von mediatisierter und inszenierter Politik

HERMANN KALKOFEN: Bilder lesen...

FRANZ REITINGER: Bildtransfers. Der Einsatz visueller Medien in der Indianermission Neufrankreichs

ANDREAS SCHELSKE: Zur Sozialität des nicht-fotorealistischen Renderings. Eine zu kurze, soziologische Skizze für zeitgenössische Bildmaschinen

IMAGE 6 Themenheft: Rezensionen

STEPHAN KORNMESSE rezensiert: Symposium »Signs of Identity—Exploring the Borders«

SILKE EILERS rezensiert: *Bild und Eigensinn*

MARCO A. SORACE rezensiert: *Mit Bildern lügen*

MIRIAM HALWANI rezensiert: *Gottfried Jäger*

SILKE EILERS rezensiert: *Bild/Geschichte*

HANS JÜRGEN WULFF rezensiert: *Visual Culture Revisited*

GABRIELLE DUFOUR-KOWALSKA rezensiert: *Ästhetische Existenz heute*

STEPHANIE HERING rezensiert: *MediaArtHistories*

MIHAI NADIN rezensiert: *Computergrafik*

SILKE EILERS rezensiert: *Modernisierung des Sehens*

IMAGE 5

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

HERMANN KALKOFEN: Pudowkins Experiment mit Kuleschow

REGULA FANKHAUSER: Visuelle Erkenntnis. Zum Bildverständnis des Hermetismus in der Frühen Neuzeit

BEATRICE NUNOLD: Die Welt im Kopf ist die einzige, die wir kennen! Dalis paranoisch-kritische Methode, Immanuel Kant und die Ergebnisse der neueren Neurowissenschaft

PHILIPP SOLDT: Bildbewusstsein und »willing suspension of disbelief«. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Bildrezeption

IMAGE 5 Themenheft: Computational Visualistics and Picture Morphology

Herausgeber: Jörg R.J. Schirra

JÖRG R.J. SCHIRRA: Computational Visualistics and Picture Morphology. An Introduction

YURI ENGELHARDT: Syntactic Structures in Graphics

STEFANO BORGIO/ROBERTA FERRARIO/CLAUDIO MASOLO/ALESSANDRO OLTRAMARI: Mereogeometry and Pictorial Morphology

WINFRIED KURTH: Specification of Morphological Models with L-Systems and Relational Growth Grammars

TOBIAS ISENBERG: A Survey of Image-Morphologic Primitives in Non-Photorealistic Rendering

HANS DU BUF/JOÃO RODRIGUES: Image Morphology. From Perception to Rendering

THE SVP GROUP: Automatic Generation of Movie Trailers Using Ontologies

JÖRG R.J. SCHIRRA: Conclusive Notes on Computational Picture Morphology

IMAGE 4

JÖRG R.J. SCHIRRA: Editorial

BEATRICE NUNOLD: Landschaft als Topologie des Seins

STEPHAN GÜNZEL: Bildtheoretische Analyse von Computerspielen in der Perspektive Erste Person

MARIO BORILLO/JEAN-PIERRE GOULETTE: Computing Architectural Composition from the Semantics of the *Vocabulaire de l'architecture*

ALEXANDER GRAU: Daten, Bilder: Weltanschauungen. Über die Rhetorik von Bildern in der Hirnforschung

ELIZE BISANZ: Zum Erkenntnispotenzial von künstlichen Bildsystemen

IMAGE 4 Themenheft: Rezensionen

Aus aktuellem Anlass:

FRANZ REITINGER: Karikaturenstreit

Rezensionen:

FRANZ REITINGER rezensiert: *Geschichtsdeutung auf alten Karten*

FRANZ REITINGER rezensiert: *Auf dem Weg zum Himmel*

FRANZ REITINGER rezensiert: *Bilder sind Schüsse ins Gehirn*

KLAUS SACHS-HOMBACH rezensiert: *Politik im Bild*

SASCHA DEMARMELS rezensiert: *Bilder auf Weltreise*

SASCHA DEMARMELS rezensiert: *Bild und Medium*

THOMAS MEDER rezensiert: *Blicktricks*

THOMAS MEDER rezensiert: *Wege zur Bildwissenschaft*

EVA SCHÜRMANN rezensiert: *Bild-Zeichen und What do pictures want?*

IMAGE 3

KLAUS SACHS-HOMBACH: Editorial

HEIKO HECHT: Film as Dynamic Event Perception. Technological Development Forces
Realism to Retreat

HERMANN KALKOFEN: Inversion und Ambiguität. Kapitel aus der psychologischen Optik

KAI BUCHHOLZ: Imitationen. Mehr Schein als Sein?

CLAUDIA GLIEMANN: Bilder in Bildern. Endogramme von Eggs & Bitschin

CHRISTOPH ASMUTH: Die Als-Struktur des Bildes

IMAGE 3 Themenheft: Bild-Stil. Strukturierung der Bildinformation

Herausgeber/in: Martina Plümacher, Klaus Sachs-Hombach

MARTINA PLÜMACHER/KLAUS SACHS-HOMBACH: Einleitung

NINA BISHARA: Bilderrätsel in der Werbung

SASCHA DEMARMELS: Funktion des Bildstils von politischen Plakaten. Eine historische
Analyse am Beispiel von Abstimmungsplakaten

DAGMAR SCHMAUKS: Rippchen, Rüssel, Ringelschwanz. Stilisierungen des Schweins in
Werbung und Cartoon

BEATRICE NUNOLD: Landschaft als Immersionsraum und Sakralisierung der Landschaft

KLAUS SACHS-HOMBACH/JÖRG R.J. SCHIRRA: Bildstil als rhetorische Kategorie

IMAGE 2: Kunstgeschichtliche Interpretation und bildwissenschaftliche Systematik

Herausgeber: Klaus Sachs-Hombach

KLAUS SACHS-HOMBACH: Einleitung

BENJAMIN DRECHSEL: Die Macht der Bilder als Ohnmacht der Politikwissenschaft. Ein Plädoyer für die transdisziplinäre Erforschung visueller politischer Kommunikation

EMMANUEL ALLOA: Bildökonomie. Von den theologischen Wurzeln eines streitbaren Begriffs

SILVIA SEJA: Das Bild als Handlung? Zum Verhältnis der Begriffe ›Bild‹ und ›Handlung‹

HELGE MEYER: Die Kunst des Handelns und des Leidens. Schmerz als Bild in der Performance Art

STEFAN MEIER-SCHUEGRAF: Rechtsextreme Bannerwerbung im Web. Eine medien spezifische Untersuchung neuer Propagandaformen von rechtsextremen Gruppierungen im Internet

IMAGE 2 Themenheft: Filmforschung und Filmlehre

Herausgeber/in: Eva Fritsch, Rüdiger Steinmetz

EVA FRITSCH/RÜDIGER STEINMETZ: Einleitung

KLAUS KEIL: Filmforschung und Filmlehre in der Hochschullandschaft

EVA FRITSCH: Film in der Lehre. Erfahrungen mit einführenden Seminaren zu Filmgeschichte und Filmanalyse

MANFRED RÜSEL: Film in der Lehrerfortbildung

WINFRIED PAULEIT: Filmlehre im internationalen Vergleich

RÜDIGER STEINMETZ/KAI STEINMANN/SEBASTIAN UHLIG/RENÉ BLÜMEL: Film- und Fernsehästhetik in Theorie und Praxis

DIRK BLOTHNER: Der Film. Ein Drehbuch des Lebens? Zum Verhältnis von Psychologie und Spielfilm

KLAUS SACHS-HOMBACH: Plädoyer für ein Schulfach ›Visuelle Medien‹

IMAGE 1: Bildwissenschaft als interdisziplinäres Unternehmen. Eine Standortbestimmung

KLAUS SACHS-HOMBACH: Editorial

PETER SCHREIBER: Was ist Bildwissenschaft? Versuch einer Standort- und Inhaltsbestimmung

FRANZ REITINGER: Die Einheit der Kunst und die Vielfalt der Bilder

KLAUS SACHS-HOMBACH: Arguments in Favour of a General Image Science

JÖRG R.J. SCHIRRA: Ein Disziplinen-Mandala für die Bildwissenschaft. Kleine Provokation zu einem neuen Fach

KIRSTEN WAGNER: Computergrafik und Informationsvisualisierung als Medien visueller Erkenntnis

DIETER MÜNCH: Zeichentheoretische Grundlagen der Bildwissenschaft

ANDREAS SCHELSKE: Zehn funktionale Leitideen multimedialer Bildpragmatik

HERIBERT RÜCKER: Abbildung als Mutter der Wissenschaften

IMAGE 1 Themenheft: Die schräge Kamera

Herausgeber: Klaus Sachs-Hombach, Hans Jürgen Wulff

KLAUS SACHS-HOMBACH/HANS JÜRGEN WULFF: Vorwort

KLAUS SACHS-HOMBACH/STEPHAN SCHWAN: Was ist »schräge Kamera«? Anmerkungen zur Bestandsaufnahme ihrer Formen, Funktionen und Bedeutungen

HANS JÜRGEN WULFF: Die Dramaturgien der schrägen Kamera. Thesen und Perspektiven

THOMAS HENSEL: Aperspektive als symbolische Form. Eine Annäherung

MICHAEL ALBERT ISLINGER: Phänomenologische Betrachtungen im Zeitalter des digitalen Kinos

JÖRG SCHWEINITZ: Ungewöhnliche Perspektive als Exzess und Allusion. Busby Berkeleys »Lullaby of Broadway«

JÜRGEN MÜLLER/JÖRN HETEBRÜGGE: Out of focus. Verkantungen, Unschärfen und Verunsicherungen in Orson Welles' *The Lady from Shanghai* (1947)